

ZEICHEN DER ZEIT ZUR SELIGSPRECHUNG PAPST JOHANNES PAULS II.

Am 1. Mai 2011 soll Papst Johannes Paul II. selig gesprochen werden. Diese Nachricht stieß in der christlichen Welt auf weitgehende Zustimmung. Noch ist die Erinnerung an sein öffentliches langsames Sterben, an die Welle der Sympathie mit ihm in der Woche nach seinem Tod und die über die Massenmedien vermittelte weltweite Anteilnahme an seiner Beisetzung frisch. In Rekordzeit wurde über die Heroizität seiner Tugenden und über die Anerkennung eines Heilungswunders auf seine Fürsprache hin entschieden. Die Feier seiner Seligsprechung wird wieder Hunderttausende von Pilgern nach Rom führen, Millionen auf der ganzen Welt werden über die Massenmedien daran teilnehmen können.

Johannes Paul II., dem die Öffentlichkeit bereits kurz nach seinem Tod den Beinamen „der Große“ zuerkannte, prägte Kirche und Welt fast 27 Jahre lang. Es war eine Überraschung, als nach dem kurzen 33-Tage-Intermezzo des Papstes Johannes Paul I. am 16. Oktober 1978 der polnische Kardinal Karol Wojtyła als Johannes Paul II. gewählt wurde. In Deutschland war er durch einen Besuch wenige Wochen zuvor bekannt. Sein Kampf für eine Kirche in der Krakauer Arbeitersiedlung Nowa Huta hatte ihm Sympathien eingebracht.

Wojtyła war Philosoph. Aus der Tradition der Phänomenologie kommend, hatte er an der Katholischen Universität in Lublin Ethik gelehrt. Auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil, an dem er als Krakauer Weihbischof und später Erzbischof teilnahm, setzte er sich für die Religionsfreiheit ein und trat als einer der Mitverfasser der Pastoralkonstitution *Gaudium et spes* hervor. Ethische Themen, vor allem in Bezug auf Ehe und Familie, und die Begründung ethischen Handelns spielten während seines Pontifikats eine deutlich größere Rolle als bei allen Vorgängern. Wojtyła war einer der Verfasser des Minderheitenvotums der Kardinalskommission, das Papst Paul VI. zum Verbot der künstlichen Empfängnisregelung in der Enzyklika *Humanae vitae* veranlasste. Das philosophisch-theologisch begründete ganzheitliche Menschenbild prägte das lange Pontifikat Johannes Pauls II. und seine Verlautbarungen zu Sexualethik und Bioethik. Die Grenzlinien, die er dabei zog, bestimmten in wesentlichem Maß auch seine Personalpolitik.

Die Bezugnahme auf das Konzil war eine Konstante in seinem Pontifikat. Johannes Paul II. hob den „prophetischen Wert“ der Pastoralkonstitution hervor und meinte damit in Kontinuität zu seiner eigenen Anthropologie und Christologie, besonders seit der Antrittsenzyklika *Redemptor hominis*, „dass die Natur und das Schicksal der Menschheit und der Welt nicht endgültig offenbart werden können, wenn nicht im Licht des Gekreuzigten und Auferstandenen“. Die Intention mit *Gaudium et spes* sei es gewesen, „die liebevolle Solidarität der Kirche gegenüber den Männern und Frauen dieses Jahrhunderts kundzutun, das von zwei ungeheuren Konflikten gezeichnet ist und zerteilt durch eine tiefe Krise der aus der Tradition überkommenen geistlichen und moralischen Werte“, so betonte er zum 30. Jahrestag der Verabschiedung dieses Dokuments.

Mehrere Grundlinien seines Pontifikats werden darin angesprochen: In der Tradition großer Denker des 20. Jahrhunderts, wie Max Scheler, sieht er Krisenphänomene, denen durch eine klare lehramtliche Positionierung zu begegnen ist. Auf diese Klarheit verpflichtete er die Theologen, deren kirchliche Berufung und deren Auftrag zur Verteidigung des Glaubens er betonte. Der Papst sieht aber auch seine Verpflichtung, diese Klarheit in einer Positionierung gegen politische Ideologien durchzusetzen. Seine eigenen Erfahrungen während der deutschen Besatzung Polens im Zweiten Weltkrieg sowie unter der kommunisti-

schen Herrschaft machten ihn sehr sensibel für jede Ideologie mit Absolutheitsanspruch. Und so gehört es zu den großen Leistungen seines Pontifikats, den Aufruf, die Tore weit für Christus zu öffnen, nicht nur religiös, sondern auch politisch verstanden zu haben. Seine Besuche in Polen, die abgelehnten Anfragen um Reisen etwa in die Sowjetunion sowie die symbolisch aufgeladenen Feiern zu Heiligen der östlichen Christenheit trugen in Verbindung mit diplomatischer Standfestigkeit – etwa der Zurücknahme bereits vorbereiteter Neugründung von Bistümern in der DDR – dazu bei, die Einheit Europas zu verstärken und das kommunistische System quasi von außen her zu unterhöhlen. Der Beitrag des polnischen Papstes zur Wende in Osteuropa kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Dass sich daran auch theologische Ansätze messen lassen müssen, wie es bei den Befreiungstheologien der Fall war, braucht nicht zu verwundern. Johannes Paul II. war immer ein konsequenter Verteidiger der Menschenrechte gegenüber Diktaturen. Die Würde des Menschen war ihm dabei oberster Maßstab.

Diese Würde hatte für ihn ihren Ursprung in der Gottebenbildlichkeit des Menschen. In seiner zweiten Enzyklika *Dives in misericordia* legte er – noch verborgen – die Grundlinien seiner persönlichen Spiritualität offen. Es ist die Überzeugung von der Vaterliebe Gottes und seiner Barmherzigkeit. In der Spiritualität der von ihm selig- und heiliggesprochenen polnischen Ordensschwester Faustina Kowalska (1905-1938) entdeckte sich der Papst wieder. Auf ihre Inspirationen geht auch die Einführung des Sonntags der Barmherzigkeit zurück; an diesem Datum wird Johannes Paul II. auch selig gesprochen.

In diesen kurzen Bemerkungen kann es nur um Schlaglichter gehen. Bewertungen sind bei einem erst vor kurzem zu Ende gegangenen Pontifikat sehr schwierig. Viele Biographen haben sich mit Leben und Werk des Wojtyla-Papstes beschäftigt. Auffallend ist die Fähigkeit des Papstes, sich immer wieder Einordnungen zu entziehen.

Das gilt auch in der Wahl seiner Bundesgenossen. Hatte sich Paul VI. gegenüber neuen Aufbrüchen noch recht reserviert gezeigt, so stützte sich Johannes Paul II. vor allem in den letzten Jahren seines Pontifikats auffallend stark auf geistliche Bewegungen. In Frankreich und Italien geht von ihnen mittlerweile die stärkste Dynamik innerhalb der Kirche aus, ja teilweise tragen sie sogar die kirchlichen Strukturen. Wiewohl sie unter den Bischöfen durchaus umstritten sind („parallele Kirchen“) und ihre kirchliche Einordnung noch nicht restlos geklärt ist, viele von ihnen auch anfängliche Organisationsschwierigkeiten noch vor sich haben, beziehen sie ihr Selbstbewusstsein aus der Unterstützung des Papstes, der in einer Ansprache von Pfingsten 1998 das charismatische Element als gleichwesentlich mit dem hierarchischen Element der Kirche bezeichnet hat. Für viele Ortskirchen stellen die Bewegungen ein Hoffnungszeichen dar, auch wenn sie zahlenmäßig noch nicht die Mehrheit der praktizierenden Gläubigen stellen. Der Auftrag des Papstes an die Gründerin der Fokolare-Bewegung, Chiara Lubich, sich um eine Sammlung und ein neues Miteinander der Bewegungen zu bemühen, stellte für die Schönstatt-Bewegung einen wichtigen Meilenstein dar.

Dieses Miteinander der Bewegungen ist auch ein Teil des ökumenischen Ertrags aus dem Leben Johannes Pauls II. Im ökumenischen Dialog scheint auf den ersten Blick nach der Euphorie unmittelbar nach dem Konzil eine Ernüchterung eingetreten zu sein. Aber in den letzten 25 Jahren haben eine Fülle von symbolischen Gesten und gemeinsam erarbeiteten theologischen Annäherungen die Beziehungen vertieft. Dass der Papst in seiner Enzyklika *Ut unum sint* (1995) das Papsttum selbst als einen Stein des Anstoßes für die Ökumene bezeichnet und zum Dialog über dieses Amt aufgerufen hat, ist ein intrakirchlich wichtiges Symbol. Als Dienstant an der Einheit der Christen hat gerade Johannes Paul II., nicht

zuletzt mit Blick auf seine moralische Autorität in politischen und gesellschaftlichen Fragen, das Petrusamt so ausgestaltet, dass über die Konfessionen hinweg die Notwendigkeit eines solchen Zentraldienstes anerkannt wird. Das wichtigste Ereignis dabei war die Unterzeichnung der Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre mit dem Lutherischen Weltbund am 31. Oktober 1999 in Augsburg. Worin ökumenische Irritationen, wie sie etwa durch die Erklärung *Dominus Jesus* hervorgerufen wurden, ihren Ursprung haben, kann erst geklärt werden, wenn die Archive dazu geöffnet sind.

Johannes Paul II. war der Papst der Mediengesellschaft. Sein erstes Berufsziel war die Schauspielerei. Folglich fiel ihm der Umgang mit den Medien leicht. Er konnte auf Menschen zugehen und ihnen offen begegnen. Oft spielte er mit den Massen, die ihm zuhörten, besonders wenn seine vielfältigen Sprachkenntnisse ihm die Improvisation erleichterten. Seine über 100 Auslandsreisen, die ihn in alle Erdteile führten, ließen die katholische Kirche zwischen 1978 und 2005 erst zur eigentlichen Weltkirche werden. Es ist nicht leicht, die neuen Schwergewichte einer polyzentrischen Weltkirche, die im Dialog mit unterschiedlichen Kulturen, Religionen, christlichen Konfessionen und Freikirchen ihren eigenen Standort zwischen Offenheit und Tradition finden muss, richtig zu setzen.

Johannes Paul II. kannte hier keine Berührungängste. Zum Standardprogramm seiner Reisen gehörten Begegnungen mit Vertretern anderer Religionen. Das Wagnis der Friedensgebete der Religionen in Assisi führte zum Schisma mit den Traditionalistengruppen um den französischen Erzbischof Lefebvre. Wojtyła optierte für die katholische Weite und entschied sich gegen Denk- und Gesprächsverbote. Dennoch: Eine „Theologie der Religionen“ ist ein Desiderat nicht nur für die asiatischen und afrikanischen Länder, sondern zunehmend auch für die westliche Welt.

Der Einsatz für den Frieden wird sicher einer der großen Punkte sein, an denen sich die Signatur des polnischen Papstes ablesen lässt. Das permanente Engagement für Gespräche und Diplomatie und die kompromisslose Ablehnung des Krieges als Mittel zur Lösung zwischenstaatlicher Konflikte brachte ihm nicht nur Sympathien ein. Und der Papst musste hierbei viele Niederlagen einstecken. Doch es gehört zu den großen Leistungen Johannes Pauls II., dass er in seiner Haltung nicht entmutigen ließ. Dass die Wende im Osten Europas so relativ friedlich über die Bühne gehen konnte, bestätigt die Richtigkeit der Option für den Frieden. Gerade in der Verbindung mit dem interreligiösen Dialog, den Johannes Paul II. als alternativlos ansah und praktizierte, wird sichtbar, dass Friedenspolitik und Achtung der Menschenwürde in einer engen Symbiose stehen.

Ein Leben mit einer Spanne von fast 85 und ein Pontifikat von fast 27 Jahren lassen natürlich auch viele Fragen zurück. Johannes Paul II. war nie ein unumstrittener Papst. Die Begeisterung bei seinem ersten Deutschlandbesuch 1980 wich einer ernüchterten Distanz 1987 und einer fast entmutigenden Gleichgültigkeit beim dritten Besuch 1996. Die Resonanz in den Medien war entsprechend plural. Eine der Ursachen liegt sicher in der noch nicht gefundenen Balance zwischen der autonomen Entwicklung von Kirche und Theologie im Rahmen der Ortskirchen und der zentralistischen Rückbindung an Papst und Kurie.

Doch die persönliche Integrität des Papstes wurde nie generell angezweifelt. Dazu trug das Kreuz bei, das sein Pontifikat prägte. Die Heiligkeit des Papstes verbindet sich mit den beiden Daten des 13. Mai 1981 und des 02. April 2005. Das Attentat, das der Papst schwerverletzt überlebte, deutete er als ein besonderes Zeichen der Gottesmutter, der er im Wahlspruch „Totus tuus“ sein Pontifikat anvertraut hatte. Die übernatürliche Besiegelung seines Einsatzes für die Kirche sah er selbst in dem Zeugnis, das der kranke und immer hilfällige Papst bis zum Ende seines Lebens gegen den Wahn der immerwährenden Ju-

gendlichkeit geben durfte. Dass es gerade die Jugendlichen der Welt waren, die dieses Zeugnis verstanden, gehört zu den Geheimnissen des Papstes, zu dessen Jungbrunnen die regelmäßigen Weltjugendtage geworden waren.

Eine Seligsprechung bedeutet, dass die Kirche ein Ja sagt zur persönlichen Heiligkeit eines Menschen. Sie verpflichtet niemanden, diese Heiligkeit anzuerkennen. Sie bezieht auch nicht Stellung zur allen Handlungen dieses Menschen. Aber sie sagt, dass sein Heiligkeitsweg ein Vorbild sein kann für die Christenheit. Im Blick auf Johannes Paul II. bedeutet das: Sein spiritueller Weg mit den Akzenten auf der Ethik der Leiblichkeit, der Barmherzigkeit des Vatersgottes und der vorbehaltlosen Übereignung an die Gottesmutter Maria ist ein Weg, der zur Heiligkeit führen kann. Die Seligsprechung ist eine Einladung an alle, diesen Weg zu gehen.

Joachim Schmiedl

ALICJA KOSTKA / RENATE STEINHÖFEL

DIE KRÄFTE DES ANFANGS AUFGREIFEN AUSGEWÄHLTE FRAUENPROFILE DER SCHÖNSTATTGESCHICHTE

Im September und Oktober 2010 stellte Papst Benedikt XVI. die großen Frauengestalten des Mittelalters in den Mittelpunkt seiner Katechesenreihe. Sie bot ihm erneut die Möglichkeit, den europäischen Kontinent auf seine christlichen Wurzeln zu verweisen. Mit der hl. Birgitta von Schweden (1303-1373), die im Rahmen der Feierlichkeiten zum Jubiläumsjahr 2000 zur Mitpatronin Europas ernannt worden war, mit der hl. Gertrud von Helfta (1256-1301), mit Clara von Assisi (1193-1253) und Angela von Foligno (1248-1309), um nur einige zu nennen, wurden Frauen in Erinnerung gerufen, die noch heute die Kirche viel lehren können – so Benedikt in seinen Mittwochsaudienzen¹. Ihre frauliche Spiritualität und ihr vielfältiger Einsatz für die Kirche ihrer Zeit waren Ausdruck des Wirkens des Heiligen Geistes in ihnen und Antwort auf die Nöte der Menschen und der Gesellschaft. Auch wenn die von ihnen erkannten Lösungen nicht selten zu neuartig und wagemutig schienen², so zeigt der Einsatz, dass diese Frauen etwas zu sagen hatten und ein neues Denken und neue Entwicklungen anstießen.

Wer auf den Beginn der Frauenbewegung in Schönstatt schaut, dem begegnen profilierte Frauengestalten, die die Spiritualität der Frau, wie sie in Schönstatt Anfang des 20. Jahrhunderts aufgebrochen ist, mitgeprägt und mitgestaltet haben, ja einiges in Bewegung gebracht haben. In ihrem Lebensportrait ist der Widerschein Marias und das Charisma des Gründers Pater Josef Kentenich aufgeleuchtet. Er bemühte sich um eine neue Sicht der Kirche, in der auch der Geist der Frau zum Tragen kommt, entsprechend den in der Frau angelegten Gaben.

Im Rahmen dieses Aufsatzes ist es nicht möglich, die Vielfalt der Frauenpersönlichkeiten zu präsentieren, die durch Schönstatt zu ihrer eigentlichen Identität gefunden haben und sich für den Aufbau der neuen, vielverzweigten geistlichen Familie zur Verfügung gestellt haben. Deswegen wird exemplarisch auf vier Frauen eingegangen, die gleichsam wie lebendige Bausteine einer neuen Spiritualität aufzufassen sind, auf die die nachfolgenden Generationen gern schauen und auf denen sie weiterbauen können. Welche Botschaft senden diese Frauenpersönlichkeiten an die Frau heute mit ihren Herausforderungen und Fragen? Auf diese Botschaft wollen wir 90 Jahre nach der ersten Tagung der Frauenbewegung in Schönstatt (15. - 21. 8. 1921) hier eingehen.

Gertraud von Bullion (1891-1930): Serviam – Dienen will ich!

Dienen liegt nicht im Trend unserer Zeit. Es trifft aber den innersten Wesenskern von Gertraud von Bullion. Schon als Jugendliche lässt sie sich in ihre Medaille der Marianischen Kongregation die Devise der Könige eingravieren, die sich in deutscher Sprache auch im

¹ Benedikt XVI., Die christlichen Wurzeln Europas. Mittwochs-katechese 27. 10. 2010.

² Um 1350 wollte Birgitta bei Papst Clemens VI. die Approbierung der Regel des Ordens erlangen, den sie zu gründen beabsichtigte. Er sollte sich aus Brüdern und Schwestern zusammensetzen, die unter der Autorität einer Äbtissin standen (ebd.).

Wappen des Prince of Wales findet: „Serviam“. Gertraud wird zur Mitgründerin der Frauenbewegung des Schönstattwerkes, indem sie sich begeistern lässt von der Idee, dass jeder Laie Apostel ist und indem sie sich Christus und Maria als Werkzeug zur Verfügung stellt.

Gertraud von Bullion diente ganz selbstverständlich im Ersten Weltkrieg durch ihren freiwilligen Einsatz als Rote-Kreuz-Schwester in den Lazaretten von Cambrai/Frankreich und Mons/Belgien. Dort lernte sie durch den jungen Theologen Franz-Xaver Salzhuber die Apostolische Bewegung von Schönstatt kennen. Mit ihrem begeisterungsfähigen Herzen lässt sie sich von der Botschaft Schönstatts entzünden und folgt dem Weg der Fügungen und Führungen Gottes. Bereits 1917 nimmt sie Kontakt mit Pater Kentenich auf. Nach anfänglichem Zögern wird den Frauen der Zugang zur Apostolischen Bewegung erschlossen. Gertraud von Bullion gewinnt ihre Cousine Marie Christmann, die spätere Marienschwester M. Magdalena, zur Mitarbeit. Beide legen am 8. Dezember 1920 als erste Frauen die Weihe an die Dreimal Wunderbare Mutter im Apostolischen Bund ab. Keine vier Wochen später erfährt Gertraud: Sie hat Lungen-Tbc!

Bei der Feier des zehnjährigen Bestehens der Schönstätter Frauenbewegung stellt Pater Kentenich folgendes Zeugnis aus: „Dieser Moment der Privatweihe bedeutet nichts mehr und nichts weniger als die Teilnahme unserer katholischen Frauenwelt an der großen Sendung Schönstatts. Das ist das gewichtige, wuchtige Ereignis vom Jahre 1920.“³

Um Kontakte zu knüpfen und Bindungen aufzubauen, um die Geisteswelt Schönstatts weiterzugeben und für das Christsein im Alltag anzuwenden, schreibt Gertraud unzählige Briefe, macht Besuche, leitet Tagungen. So wirkt sie entscheidend mit am äußeren und inneren Aufbau der Frauenbewegung.

Im August 1921 findet die erste Frauentagung in Schönstatt mit 35 Teilnehmerinnen aus ganz Deutschland statt. Pater Kentenich, der „Bundesleiter“, hält die Vorträge, die eifrig mitgeschrieben und später nachgearbeitet und weitergegeben werden.

Welcher Typ Frau ist Gertraud von Bullion? Zwei Pole kennzeichnen sie: eine starke und kämpferische Natur – Die Liebe Christi drängt mich; eine schlichte und mütterliche Wesensart – eine Frau mit einer großen Fähigkeit zu Liebe und Hingabe.

Die junge Adelige ist eine Frau, die Führungsqualitäten aufweist, auch die Führungsqualität der Bereitschaft zum Dienen. Gertraud dient ihren Mitschwestern. Bei den Tagungen schaut sie, was jede braucht. Sie holt die Anreisenden vom Bahnhof ab mit dem Wägelchen fürs Gepäck. Sie nimmt jede ganz persönlich als Schwester an. Trotz der aufkeimenden Krankheit widmet sie sich dem Auf- und Ausbau des Apostolischen Bundes der Frauen. 1925 legen 20 Frauen die erste feierliche Lebensweihe im Apostolischen Bund ab. Aus den Vorschlägen für ein gemeinsames Weihegebet wählt Pater Kentenich das Gebet aus, das Gertraud von Bullion verfasst hat.

Mit dem ganzen Reichtum ihrer Persönlichkeit schenkt Gertraud der Gemeinschaft wesentliche geistliche Impulse für ein gottgeweihtes Leben in der Welt. Sie greift das Charisma des Gründers auf und vermittelt den Inhalt seiner Exerzitienvorträge originell weiter. Nach den Exerzitien im April 1926 schreibt sie zum Beispiel: „Um im jungfräulichen Stand fruchtbar für die Kirche zu bleiben, muss ich mit der Weltaufgeschlossenheit eines Laien die tiefe Gottverbundenheit des beschaulichen Lebens vereinigen.“⁴ Gertraud von Bullion ist eine Frau mit apostolischer Ausstrahlung. Ihr Dienst wird fruchtbar nicht nur für Schönstatt, sondern für die Kirche. Sie bekennt: „Wir müssen große, weite Herzen bekommen, die katho-

³ J. Kentenich, Festvortrag am 7. 12. 1930, Altera Maria v. 25. 3. 1931.

⁴ Gertraud von Bullion, Aus ihren Briefen und Schriften, S. 438.

lich denken und fühlen, also die ganze Welt umfassen.“⁵ Stadtpfarrer Fischer von Wildbad, der Gertraud während ihres Aufenthaltes im Sanatorium von Schömberg/Schwarzwald kennenlernt, stellt fest: „Alles für Gott und alles für die anderen, (das) war ihr Wahlspruch... Für ihr großes, gütiges Herz zeugt die Kunst der Menschenbehandlung. Niemand konnte sich ihrem Einfluss entziehen. Man muss staunen, wie sie es verstand, sich in die Verhältnisse und Menschen zu schicken, die sprödesten Charaktere zu erweichen, für Gutes gefügig zu machen... Wie viele hat sie wieder zu Gott gebracht.“⁶

Der fortschreitende Krankheitsprozess ihrer Lungentuberkulose ruft sie in eine unmittelbare Kreuzesnähe. Sie wächst in die Vollendung ihrer Hingabe hinein und wird durch ihren frühen Tod mit 38 Jahren zum „Grundstein“ der Schönstätter Frauenbewegung. Ernestine Gerster, eine ihrer Weggenossinnen, bezeugt: „Gertraud ist buchstäblich für unsere Bewegung ein Grundstein geworden. Früh wurde er in die Erde gesenkt, aber seine Tragkraft fühlen wir noch heute, denn es ist die Kraft Christi.“⁷

Emilie Engel (1893-1955): Ein Loblied auf die Liebe und Güte des Vatergottes

Am Ende ihres Lebens strahlte Schwester Emilie Gottes Liebe, Güte und Schönheit aus. Sie war von froher Kindlichkeit und tiefer Geborgenheit im Willen des himmlischen Vaters erfüllt. Trotz ihrer körperlichen Gebrechen, die ihr sicher manches Opfer abverlangten, klagte sie nicht, sondern sang ein Loblied auf den barmherzigen Vater, der alles für seine Kinder mit Liebe und Güte vorherbestimmt. Dieser Glaube an die barmherzige Liebe Gottes wurde ihr nicht in den Schoß gelegt. Er wurde ihr unter der weisen Führung ihres Seelenführers Pater Kentenich im Laufe ihres Lebens geschenkt.

Emilie Engel wuchs mit elf Geschwistern in einer bäuerlichen Familie auf, in der sie Geborgenheit erfuhr und religiöse Atmosphäre atmete. Sie besaß eine tiefe religiöse Veranlagung, geistige Aufgeschlossenheit, Lauterkeit und Charakterfestigkeit. Ihr Gottesbild aber war stark von der Vorstellung geprägt, dass Gott das Gute und das Böse sieht, dass er belohnt und bestraft. Sie war ein ängstliches Kind und versteckte sich gerne im Elternhaus in einer dunklen Ecke unter der Treppe. Sie wird Lehrerin und nimmt sich besonders Kinder aus armen Familien an.

Ihre innere Angst und Not, dem Leben nicht gewachsen zu sein, den Ansprüchen Gottes nicht zu genügen, überwindet Emilie Engel mehr und mehr, als sie mit der Spiritualität der Apostolischen Bewegung von Schönstatt in Berührung kommt und Pater Kentenich begegnet. Als junge Lehrerin nimmt sie 1921 an der ersten Frauentagung in Schönstatt teil und arbeitet verantwortlich im Apostolischen Bund mit. 1925 weiht sie sich zusammen mit 20 anderen Frauen, u. a. mit Gertraud von Bullion, feierlich der Dreimal Wunderbaren Mutter von Schönstatt. Sie gibt ihren gesicherten Beruf auf und stellt sich am 1. Oktober 1926 Pater Kentenich für die Gründung der Gemeinschaft der Schönstätter Marienschwestern zur Verfügung. Sie wirkt als Novizen- und Terziatsmeisterin wesentlich am Aufbau der Gemeinschaft mit. Dann erkrankt sie schwer an Lungentuberkulose, muss sich zahlreichen Operationen unterziehen und wird ohne großen Erfolg lange in Sanatorien behandelt. Gott nimmt

⁵ A.a.O., S. 114 .

⁶ Nikolaus Lauer, *Serviam, Antwort der Liebe*, Schönstatt-Verlag 1991, S. 85.

⁷ Am Schönstattquell 3/1934, S. 38.

sie in eine harte Schule. Schwester Emilie lernt, sich vertrauensvoll dem göttlichen Willen zu überlassen. Sie schenkt Gott alle Schmerzen aus Liebe für die Fruchtbarkeit ihrer Schwesternfamilie. Bei Gott zählt nur die Liebe und nicht die körperliche Leistungsfähigkeit. Aus diesem Bewusstsein geht Schwester Emilie ihren Leidensweg. Durch ihre kindliche Liebe und ihren unerschütterlichen Glauben an die weise und gütige Vorsehung Gottes wird sie von ihren inneren, seelischen Leiden und subtilen Ängsten, die ihr ganzes Leben zu lähmen drohten, geheilt. Pater Kentenich als ihr geistlicher Vater half ihr entscheidend, eine kraftvolle Frauenpersönlichkeit zu werden. Er setzt sie trotz ihrer körperlichen Gebrechlichkeit als Provinzoberin ein. Sie „regiert“ mit Liebe und Güte. Die Schwestern werden vom Vorbild angezogen und dadurch auch erzogen. Schwester Emilie war gütig und verständnisvoll, konnte aber auch Missstände und Fehlverhalten offen ansprechen.

Schwester Emilies durch und durch von Gottes Liebe geformte Persönlichkeit zog die Menschen geheimnisvoll an. Das Leuchten in ihren Augen kam aus einer anderen Welt. Es machte die Nähe Gottes erfahrbar. Ihr Lieblingsausdruck war: „Gott ist Vater. Gott ist gut. Gut ist alles, was er tut.“ Aus dieser Überzeugung heraus ging sie die Wege, die Gott ihr zumutete, wie ein Kind an der Hand des Vaters.

Schwester Emilie hat eine Botschaft für den Menschen unserer Zeit, der unter vielfachen Ängsten leidet, der oft an Gott verzweifeln möchte. Sie bezeugt mit ihrem Leben, dass man sein Lebensglück findet, wenn man sich Gottes Führung anvertraut und unerschütterlich an seine väterliche Liebe und Barmherzigkeit glaubt.

Maria Laufenberg (1910-1944): Ein Mensch der großen Liebe und der Gewissenstreue

Mit 34 Jahren hat sie, die Gott berufen hat, ein Grundstein des Säkularinstitutes der Frauen von Schönstatt zu sein, eine eindeutige Botschaft hinterlassen: „Seid Menschen der großen Liebe, das ist das Entscheidende!“ Unter dem geistlichen Einfluss von Romano Guardini, Romain Rolland und Gertrud von le Fort⁸ lebte sie entschieden den christlichen Glauben vor zur Zeit des aufbrechenden Nationalsozialismus. Wegen ihrer klaren Glaubensüberzeugungen konnte sie trotz des abgeschlossenen Studiums an der Universität in Köln und in Münster und dem Schulexamen 1934 drei Jahre lang keine entsprechende Arbeitsstelle im Schuldienst finden. Mitten in die Zeit der äußeren Berufsnot, die noch durch ein Magenleiden und daraus folgende Operationen verstärkt wird, fällt Marias Begegnung mit Schönstatt. Im Jahr 1935 schließt sie sich der Schönstätter Studentinnengemeinschaft an, in der sie ab 1937 in ihrer bescheidenen, aber doch sehr tiefen und einflussreichen Art führend und inspiratorisch wirkt. Unter der geistlichen Führung von Pater Albert Eise SAC entdeckt sie in Schönstatt eine neue Welt. Sie erkennt immer mehr, dass sie ihren Wunsch, in den Karmel einzutreten, in der Spiritualität Schönstatts im Alltag verwirklichen kann und so den kleinen Weg der hl. Theresia mitten im beruflichen und apostolischen Leben erfüllen kann. Nach drei Jahren Arbeitslosigkeit bietet man ihr im Oktober 1937 in Osnabrück eine Aushilfsstelle an einer Volksschule an. Wegen ihrer Weigerung, eine Erklärung zu unterschreiben, in der die Lehrer die Einführung der Gemeinschaftsschule fordern, die ein Weg zur geplanten religionslosen Schule war, wird sie in ein weit entlegenes Moordorf strafversetzt. Dort arbeitet sie gut zwei Jahre unter schwierigsten Verhältnissen (130 Schüler in

⁸ E. Schmäh, Inmitten der Welt. Maria Laufenberg. Ein Lebensbild, Rottenburg 1962, S.4.
8

zwei Klassen, dazu der Unterricht an der ländlichen Berufsschule). Liebe zu den Schülern verbindet sie mit pädagogischer Kompetenz und Offenheit gegenüber den überwiegend evangelischen Kindern und Eltern in der Diaspora. Diese Liebe wird zum Zeugnis für sie.

Ihr apostolisches Wirken unter den Studentinnen besteht in regelmäßigen Treffen und unermüdlichem Briefverkehr zur Ermutigung der jungen Mitglieder in einer Zeit der wachsenden Konfrontation zwischen der Schönstatt-Bewegung und der Gestapo. Diese Konflikte mit staatlichen Stellen bargen die Gefahr in sich, verhaftet zu werden.⁹

Ein beachtliches Kapitel der Auseinandersetzung mit dem nationalsozialistischen Regime war das Verständnis vom Auftrag der Frau. Mit dem Ideal der priesterlichen Frau, abgelesen am Bild der Gottesmutter Maria, das sie in Schönstatt aufgriff und das sie auch mit ganzem Herzen lebte, stand sie quer zu dem propagandistischen Frauenbild des NS-Regimes, bei dem die Frau nach der Kinderzahl und nach dem Dienst im totalitären Staat beurteilt wurde.

Gerade in diese Zeit fällt Marias Entscheidung, das Noviziat im Säkularinstitut der Frauen von Schönstatt zu beginnen (15.8.1941)¹⁰. Im Zusammenhang mit der zweiten Gründungsurkunde Schönstatts vom 18.10.1939 versteht sie sich dabei als ein Grundstein der zweiten Gründergeneration und ist bereit für dieses Werk und seine Sendung alles zu schenken, ja „ein Brennholz“ dafür zu sein¹¹. So bittet sie ausdrücklich darum, bald ein Opfer für dieses Ziel zu sein, wie es Josef Engling für die erste Gründungsurkunde (18.10.1914) war.¹² Viel setzt sie dafür ein. Die wachsende körperliche Schwäche lässt ahnen, dass Gott ihr Lebensopfer annehmen wird. Die Tuberkulosebefunde in der Lunge führen nach mehreren Heilstättenbehandlungen und einem unsagbaren Leid zu einem frühen Heimgang am 7.3.1944.

Ihre Liebe erwies sich mehrfach als Gewissenstreue. Das Bild von der „Märtyrerin der Liebe“, das der Gründer im Vortrag zum Beginn des Noviziats gezeichnet hatte, wird überraschend schnell zu einer Wirklichkeit in ihr. Diese Liebe, die zum Großen und Größten ermutigt, bleibt ihr Vermächtnis auch heute.

Barbara Kast (1950-1968): Realität Gottes im Leib und in der Seele

Das jüngste Gesicht der Frauengestalten Schönstatts, die hier vorgestellt werden, ist ein Mitglied der Mädchenjugend aus Chile: Barbara Kast. In Thalkirchdorf/Allgäu geboren, reiste sie im Alter von zwei Jahren mit ihrer Mutter und dem Bruder nach Linderos/Chile, wohin ihr Vater nach dem Krieg auf der Suche nach besseren Lebensmöglichkeiten ausgewandert war.

⁹ Ein Ausschnitt aus ihrem Brief zeugt davon: „Den Zeitströmungen gegenüber müssen wir große Fragezeichen machen. Gegen viele Dinge müssen wir heute protestieren, sonst sind wir ihnen ausgeliefert, und wir müssten bereuen, dass wir Irrtümern nachgelaufen sind. Es ist schwer, heute ein wahrheitsliebender Mensch zu sein. (...) Wir mögen die Gottesmutter bitten, sie möge uns Wahrheits- und Wahrhaftigkeitssinn als besonderes Geschenk geben...“. Zit. nach: E. Schmäh, *Inmitten der Welt...*, S.32.

¹⁰ G.Dickmann, *Gottgeweihtes Leben inmitten der Welt*, Limburg 1954, S. 105-117.

¹¹ *Leben als Zeugnis. Lebensbilder aus der Gründerzeit Schönstatts*. Hrsg. H. Hannappel, Münster 1964, Band1, S.190.

¹² A.Menningen, *Maria ganz zu eigen*. Josef Engling - Mitbegründer Schönstatts, Patris Verlag 1977, S. 312 ff.

Der Kampf ihrer Jugend, der sie zu ihrem eigentlichen „Ich“ führte, vollzieht sich auf zwei Wegen, wie ein Schönstatt-Pater während der Exerzitien für die Mädchenjugend in La Leonera Anfang 1968 feststellt: den Weg der Karriere in der Welt, die sie als außergewöhnlich hübsche und begabte junge Frau vor sich sah, oder einen anspruchsvolleren Weg der Gottverbundenheit, der letztendlich doch fruchtbarer und erfüllender für sie sein könnte.

Eine Botschaft aus der Gedankenwelt Josef Kentenichs, die auf den paulinischen Briefen basiert und damals breite Kreise zog, wurde zur Weichenstellung in dieser inneren Auseinandersetzung: Der Mensch ist ein lebendiger Tabernakel Gottes. Der lebendige Gott wohnt im Menschen und macht ihn zu seinem Tempel. In dieser Wahrheit entdeckt Barbara ihren eigentlichen Namen: Sie erlebt sich tatsächlich als Tabernakel und zieht daraus Schlussfolgerungen für ihr Verhalten, Auftreten und auch ihr Äußeres¹³. Der Tabernakel als ein fesselndes Symbol und als gelebte Wirklichkeit wird zu einem Schlüssel für ihre originelle Geistigkeit und beschleunigt die Entwicklung ihrer Persönlichkeit.

In Maria, ihrer „Madrecita“, wie sie sie gern zärtlich nannte, findet sie die *Christusträgerin und Christusbringerin* (J. Kentenich), die als einziger lebendiger Tabernakel Christus in ihrem Schoß zu den Menschen trägt. Die Notizen in ihrem Tagebuch zeugen von einem innigen, persönlichen Dialog mit der Gottesmutter, mit der sie vieles bespricht, auch ihre Sehnsucht nach einem Du, mit dem sie ihren Weg zu Gott gehen kann. Sie bittet um Klarheit, ob es ein menschliches Du sein soll oder Christus selbst.

Mit der inneren Entwicklung wächst ihr Einsatz in der Jugendgemeinschaft Schönstatts in Bellavista. Im Bemühen um lebendige, familienhafte Gemeinschaft und Ausrichtung auf ein Ziel findet sie eine Aufgabe, die sie bis zum Rand ausfüllt.

In die Zeit des intensiven Wachstums in die Tiefe fällt der Abschied vom Gründer Schönstatts, der am 15. 9. 1968 stirbt. In diesem Zusammenhang wird ihr bewusst, dass sie einer neuen Gründergeneration angehört, die ihn und sein Charisma verantwortlich in die Zukunft zu tragen hat. „Jede neue Generation muss ihre Helden ... haben“, so drückt sie ihre Bereitschaft aus, Gott ihr junges Leben für diese Ziele zu schenken. Am 8.12.1968 weihet sie sich der Gottesmutter mit ihrem Ideal: „Tabernakel Gottes – Träger Christi und Schönstatts zu den Menschen“. Drei Wochen später, am 29.12.1968, verunglückt sie bei einem Autounfall tödlich.

Die Botschaft von Barbara Kast, hinterlassen in einem schönen Gesicht, zieht Generationen von Mädchen weltweit an, und regt zu einem leidenschaftlichen Ringen um echte Schönheit an, die in tieferen Schichten des Menschseins gründet: Im Ja Gottes zu jedem Einzelnen, in dem Namen, den Gott zu jeder Person spricht. An ihr ist der heute so unterschätzte und verpönte Wert der Reinheit Realität geworden und befruchtet neue Generationen junger Frauen in ihrem Ringen, eine einzigartige Persönlichkeit zu werden.

¹³ In ihr Tagebuch schrieb sie: „...ich werde ein von Gott erfüllter Tabernakel sein. Jeden Tag werde ich das durch die hl. Kommunion erneuern, um so meine unendliche Sehnsucht nach dir, nach Christus, nach Gott zu stillen. (...) Von dir, Mater, inspiriert und unterstützt, sehe ich (...) meine Aufgabe in der Welt: mit deiner Liebe und mit deiner Hilfe mich bis ins innerste Mark von Gott und Christus durchdringen zu lassen und ihn dann den anderen weiterzugeben. Das ist meine Sendung, Mater, den Menschen Gott zu bringen...“ (Tagebuch 18/19). Zit. nach: E.Uriburu, Tabernakel Gottes. Barbara Kast (1950-1968), Patris Verlag Vallendar-Schönstatt 1976, S. 82-83.

Was Frauen heute brauchen, ist nicht so sehr die Gleichbehandlung, sondern der Mut zu sich selbst¹⁴. Diesen Mut finden sie in einer tiefen Begegnung mit sich und mit Gott, der im Herzen des Menschen erfahrbar ist. Die großen Frauen der Schönstattgeschichte hatten diesen Mut durch die Begegnung mit dem Gründer Schönstatts, Josef Kentenich. Er hat Frauen zu ihren unersetzlichen Aufgaben geführt, die sie entsprechend ihrer je eigenen Charismen in Familie, Gesellschaft und Kirche wahr- und ernstgenommen haben. Diese Frauen stehen am Anfang einer Frauenspiritualität, die ein Gesicht hat, an dem man sich orientieren kann: Das Gesicht Marias, der Gefährtin und Mutter, die in der Realität des Liebesbündnisses nahe und konkret erlebbar wird. Darüber hinaus trägt diese Spiritualität die Gesichter derjenigen, die sich auf diesen geistlichen Weg eingelassen haben, ihn originell mitgestaltet und befruchtet haben. An der Schwelle einer Identitätskrise, die – wie E. Badinter sagt – in der Geschichte der Menschheit wahrscheinlich ohne Beispiel ist¹⁵, weisen sie darauf hin, wie wichtig es ist, zu einer eigenen, in Gott verankerten Identität zu gelangen und nicht an den „Masken der Weiblichkeit“ hängen zu bleiben, die mit dem Skalpell der Kulturkritik abzuheben und abzureißen sind (Gerl-Falkowitz).

Wenn die junge Generation kurz vor dem 100-jährigen Jubiläum Schönstatts eine Parole ausruft: „Gib mir dein Gesicht!“, so ist das eine Einladung, diese bunte und spannende Geschichte der Frau schöpferisch weiterzuschreiben und Maria Gelegenheit zu geben, in lebenden Personen Gestalt anzunehmen. Es ist aber auch eine Einladung, die Kräfte des Anfangs aufzugreifen und mit derselben Liebe, die die Ersten gedrängt hat, den Weg der eigenen charismatischen Begabung weiterzugehen und die Gaben des Geistes weiterzuschicken.

¹⁴ A.Grün, L.Jarosch, Königin und wilde Frau, Münsterschwarzach 2009, S.8.

¹⁵ E.Badinter, Der Konflikt. Die Frau und die Mutter, München 2010, S.15-16.

HERBERT KING

MANN - PRIESTER - FRAU - KIRCHE EINE SKIZZE

Das Thema dieses Artikels ist nicht ohne Brisanz, Missverständnisse und noch nicht zu Ende gekommener Entwicklungen. Eine wichtige Bedeutung in diesem Zusammenhang hat die Frage nach der Möglichkeit eines weiblichen Priestertums. Das Thema muss im umfassenden Zusammenhang der Neuformulierung des Wesens und der Rolle der Frau überhaupt gesehen werden. Das bestimmt auch die Methode dieses Artikels. Sein Ziel ist, das Thema Frau und Kirche in einem umfassenderen Zusammenhang zu sehen und von dort her auch manche Erkenntnisse zu gewinnen bzw. zu begründen.¹ Vorliegender Artikel orientiert sich am Denken Pater Kentenichs, der gerade auf dem Gebiet des Bildes (Ideal) der Frau sehr viel Pionierarbeit geleistet hat. Nicht immer ist es jedoch leicht, hinter seiner manchmal sehr („organisch“) einseitigen und superlativischen Sprechweise die innere Gestalt seiner Auffassungen zu erkennen. Das bringt es mit sich, dass seine behutsamen und differenzierenden Ein- und Abgrenzungen leicht überlesen werden.²

Anthropologische Überlegung

Mannsein

Eine Konstante im kentenichschen Denkens ist seine Kritik an „unartikulierter Männlichkeit“ (des Mannes insgesamt, aber auch des Priesters und Ordensmannes). Gerade hier trifft er sich mit den Anliegen der heutigen Zeit, wie sie im Feminismus einen eloquenten Exponenten gefunden haben. De facto trifft Kentenich (und seine Zeit) in seiner Kultur ein Mannes- und Frauenbild an, das dem Mann sehr einseitig und schematisch manche Haltungen zuweist und

¹ Literaturhinweise: *Herbert King*: Überlegungen zum Priesterbild Pater Kentenichs. In: Joachim Schmiedl (Hrsg.): In seiner Spur. Festschrift zum Gedenken an den 100. Jahrestag der Priesterweihe von Pater Joseph Kentenich. Vallendar-Schönstatt 20010, 45-66.

Ders.: Feminismus und Maria. Seminar im Joseph Kentenich Kolleg in Münster, 1988, 102 Seiten. In: www.herbert-king.de/Frau-Mariologie

Ders.: Weiblicher Führungsstil. Ebd.

Erwin Hinder: Artikel "Mann" In: Schönstatt-Lexikon.

Gertrud Erhard: Zur sozialen Rolle der Frau. Das Konzept von Josef Kentenich in der Begegnung mit Ansätzen der Gegenwart. Vallendar-Schönstatt 1996.

Bodo-Maria Erhard: Frau - Gott - Mann. Die zweigeschlechtliche Welt -Abbildung des dreipersonlichen Gottes. Vallendar-Schönstatt 1988.

Hanna-Barbara Gert-Falkowitz: Frau - Männin - Menschin. Zwischen Feminismus und Gender, Kevelaer 2009.

Regina Ammicht Quinn: Körper - Religion - Sexualität. Theologische Reflexionen zur Ethik der Geschlechter. Mainz ²2000.

² Herbert King (Hrsg.): Durchblick in Texten, Band 1, 13-22 (Hermeneutische Überlegungen zum schriftlichen Werk Joseph Kentenichs).

der Frau andere. Das unmittelbare Erfahrungsfeld Kentenichs ist die eingegrenzte Sicht der Neuzeit, die den Mann einseitig auf die Ausprägung des Geistig-rational-willentlich-Aktiven verkürzt. Und sehr einseitig - und abwertend - der Frau entsprechend „nur“ die Welt der Gefühle und das Passiv-Abhängige zuschreibt.³ Dagegen wehrt sich Kentenich. Der Mann muss sich durch „Weibliches“ ergänzen lassen, durch das Weibliche, wie es in der damaligen Kultur im Frauenbild formuliert ist. Doch eigentlich geht es nicht um Ergänzung durch das Weibliche, sondern um Ergänzung durch das echt und ganzheitlich Menschliche, um die Entfaltung der Seele (des Psychischen). Man hatte den Mann vom vollen Menschsein dispensiert. Er hatte dieses der Frau allein zugeordnet und es obendrein noch als Schwäche diffamiert. Wichtige Aspekte des Menschenbildes haben deutlicher in der Frau als im Mann gelebt.

Die Seele des Mannes soll geweckt werden. Sie soll lernen, zu ihren Regungen zu stehen. Dafür muss sie in vielfältiger Weise erst befreit werden.⁴ Gefühle sind nicht spezifisch weiblich, sondern auch männlich. Es geht um sein volles Menschsein. Vielen Männern und Priestern hat Kentenich geholfen, ihre Seele zu finden, in Kontakt mit ihr zu treten. So schreibt er z.B. einem seiner engsten Mitarbeiter: „Ich hob hervor, wie reich Dein Gemüt sei und wie fest die Riegel seien, die dein Herz zuschließen.“⁵ „Unterbewusste Hemmungen...als Grundhaltung und Lebensform“ gegenüber dem Affektiven und Persönlichen diagnostiziert er.⁶ Nicht zuletzt hatte Kentenich selbst sich einem solchen Prozess zu stellen gehabt.⁷ Er kann aus eigener Erfahrung sprechen und handeln.

Seine Seele öffnen, sich seelisch zu erkennen geben, persönlich werden, nicht nur eine Rolle spielen, ein Gesetz, ein Ideal, eine Idee vertreten, objektiv und sachlich sein. Das kann dem Mann leicht auch heute als Ideal erscheinen. Und als Rechtfertigung für eine nicht erschlossene und kultivierte Seele. Das ist besonders nachteilig für sein Verhalten in Ehe und Familie. Aber auch für das Sein und Verhalten des Priesters. Eine bestimmte Auffassung des Priesters kann solches zusammen mit dem hier denunzierten Mannesbild geradezu als Ideal sehen. Dabei ist es nur ideologische Rechtfertigung eines verkürzten Menschseins. Was verbirgt sich hinter der zugeschlossenen Seele eines solchen Menschen und Priesters, eines solchen Ehemannes, Vaters, Lehrers, Chefs und Mannes? Es geht hier um menschlich-männliche Ganzheitlichkeit, um den ganzheitlich entfalteten Mann. Oft stellt Kentenich fest, dass die Seele, das seelische Leben, das Leben der Tiefenseele wie durch eine Eisschicht (so sein Bild) vom bewussten Denken und Wollen getrennt sind. Unter dieser gibt es „Fischlein“ aller Art, die sich bewegen, wie sie wollen und sich jeder Kontrolle entziehen. Da unten sei es mitunter fürchterlich.

Und da immer wieder der Hinweis auf die Liebe. Auch beim Mann sei der tiefste Urtrieb die Liebe.⁸ Auch er habe ein großes Liebesbedürfnis und eine ebenso große Liebesfähigkeit. Was

³ Nicht ganz unähnlich ist die Vorstellung vieler Völker und Kulturen betreffs des Frauen- und Mannesbildes. Ich nenne die verschiedenen Ausprägungen der islamischen Kultur, auch bei uns hier im Westen. Vergl. z.B. Birgit Schreiber: Die Türken - sie sind anders. In: Psychologie heute, Januar 2011, 42-48. Auf dem Titelblatt heißt der Artikel: Integration. Der neue türkische Mann.

⁴ Durchblick in Texten, Band 1, 163-204 (4 Die Seele befreien).

⁵ Brief vom 14. März 1956 an Pater Menningen. Unveröffentlicht.

⁶ Brief vom 23. April 1956 an Pater Menningen. Unveröffentlicht, 3.

⁷ Herbert King: Der Mensch Joseph Kentenich. Vallendar-Schönstatt 1996.

⁸ Vollkommene Lebensfreude (1934). Vallendar-Schönstatt 1984, 160. Und an vielen Stellen des Werks Pater Kentenichs.

aber geschieht, wenn er dies auf Grund eines falschen Menschen- und Mannesbildes nicht anerkennt und nur der Frau konzidiert, es also absplattet. Die typische Gefahr für den Mann - gemeint ist immer auch der Priester - ist, dass er mehr Ideen als Menschen liebt, einseitig den Sinn für Gerechtigkeit und Wahrheit ausprägt und den Sinn für die Liebe vergisst oder verdrängt. Und sich (un-)menschlich nur sachlich gibt. Es gäbe „verzweifelt viel Es-Liebe“⁹ und zu wenig Du-Liebe, hebt Kantenich immer wieder hervor.

„Wir lieben Ideen, aber personale tiefe Gebundenheit, die kennen wir im allgemeinen verzweifelt wenig... Meine Natur wird vollendet, auch meine Mannesnatur, nicht primär durch Hingabe an eine Idee, sondern durch Hingabe an eine Person. Ohne personale tiefe Gebundenheit wird meine Natur innerlich nie genügend sinnerfüllt und ausgefüllt. Und tatsächlich, nach der Richtung sind wir doch im großen und ganzen Hungerkünstler geblieben.“¹⁰ „Der wesenhafte Wert eines Lebens wird bestimmt durch den Grad der Liebe...Der Grad der Liebe bestimmt letzten Endes den Wert eines Menschen, den Wert auch eines asketischen Systems, eines asketischen Lebensstiles.“¹¹ Ein Mensch, „in dem die Liebesfähigkeit nicht nur nicht genügend geweckt und entwickelt, sondern einfach verbogen, verarmt und abgestorben ist“, ist vergleichbar mit „einem abgewirtschafteten Acker“¹². „Wie viele Menschen lernte ich kennen, in denen das Schönste und Tiefste, die Liebeskraft, gar nicht entfaltet worden ist.“¹³

Liebe ist durchaus nicht nur ein Gefühl. Sie will immer auch mit Gerechtigkeit und Wahrheit verbunden sein. Sonst wird sie „sehr leicht etwas Weichliches“.

„Ich muss also gerecht sein als Vater gegen meine Kinder, als Mann auch gegen meine Frau und umgekehrt.“ Die Liebe muss „erleuchtet...“, orientiert [sein] an Wahrheit und Gerechtigkeit“, um so „kraftvoll“ zu sein.¹⁴

Besonders hebt Pater Kantenich die Kindlichkeit, die kindliche Liebe als auch zum Mann gehörig hervor. Der Umgang mit dem „inneren Kind“ (so die heutige Sprechweise) ist eine bleibende Aufgabe und Chance ein Leben lang.¹⁵ Ebenso gehört zur Vollenfaltung des männlichen (und natürlich auch weiblichen) Menschseins die Entfaltung auch der passiven „Tugenden“ wie Geduld und Empfangsbereitschaft. Ebenso die Fähigkeit zu leiden, ohne roh, starr und verbittert zu werden. Leiden nicht wie ein Soldat, sondern wie ein Kind. Und von Jesus sagt er, dass er am Ölberg „jede Männlichkeit preisgegeben“ hat.¹⁶ Anderes wäre „Gefühlsroheit“, „Empfindungslosigkeit“.¹⁷

Davor müssen wir uns überhaupt hüten, *formell wir Männer*, dass wir nicht gefühlsroh werden vor lauter Intellektualismus und vor lauter Voluntarismus und vor lauter objektiver Einstellung.¹⁸

⁹ Kindsein vor Gott (1937). Vallendar-Schönstatt 1979, 296.

¹⁰ USA-Terziat, I (1952) Manuskriptdruck, 123.

¹¹ Vorträge 1963. Manuskriptdruck, 8.

¹² Philosophie der Erziehung (1959). Vallendar-Schönstatt 1991, 85.

¹³ Kampf um die wahre Freiheit (1946) Manuskriptdruck, 197.

¹⁴ Vorträge, VI (1966). Manuskriptdruck, 186 f.

¹⁵ Herbert King: Gott des Lebens. Religiöse Spuren in seelischen Prozessen (=Schönstatt-Studien 11). Vallendar-Schönstatt 2001, 240-266 (Lebensvorgang inneres Kind).

¹⁶ Kindsein vor Gott, 201.

¹⁷ Vorträge 1963, 2, 48.

¹⁸ Vorträge 1963, 2, 48-49.

Was speziell die männliche (und priesterliche) Religiosität betrifft beklagt Kantenich einen „verkehrten Gottesbegriff“¹⁹, wonach Gott zu einseitig ein „Gesetz“ ist.²⁰ Ebenso beklagt er einen typisch männlichen „religiösen Intellektualismus“²¹ mit der großen Gefahr, „dass wir 'Gotteschwätzer' werden“. Auch sieht er die Gefahr, dass „unsere Frömmigkeit uns unmenschlich macht.“²²

Das kantenichsche Projekt neuer Mensch bei Kantenich bedeutet, „den Begriff der Männlichkeit revidieren“.²³

„Wenn Sie sich darüber hinaus erinnern, was wir vom Wesen des Mannestums und von der Zerrüttung des Mannestums durch die moderne Kultur gesagt haben, dann wissen wir ja, die Krankheit des Mannes besteht in einer gewissen Seinsverstümmelung. Die Kraft, die wir hier meinen, dass ich schöpferisch für das Wesentliche des Menschen, für die Seinsvollendung, Lebensvollendung, Wesensvollendung da bin, entschwindet im großen und ganzen immer mehr aus dem Empfinden der heutigen Menschheit, zumal der Männerwelt.“²⁴

Frausein

Das kantenichsche Projekt „neuer Mensch“ bezieht sich natürlich auch auf die Frau. Das Ideal des neuen selbständigen, selbsttätigen, freien Menschen, der eigeninitiativ und selbstverantwortlich lebt, soll nicht dem Mann vorbehalten sein. Auch die Frau soll und darf es leben. Pater Kantenich sieht dort zunächst die größere Schwierigkeit und hebt hervor, dass dieses Ideal sehr, sehr neu ist. Die Frau muss lernen, „männlicher“ zu sein, wenn sie in der modernen Welt bestehen will. Das bedeutet unter anderem auch eine stärkere reflexive Klarheit über sich selbst. Doch geht für Kantenich dabei nicht um Angleichung an das Männliche oder gar an das „unartikuliert Männliche“, wie es unserer Kultur immer wieder vorschwebt bzw. vorschwebte.

Soweit unsere Kultur ihr Frauenideal darin entdeckt hat, „aus urenigsten Quellen Frau sein“ (Moltmann-Wendel) - und das hat sie - können wir feststellen, wie Kantenich hier durchaus zeitgleich ist mit der heutigen Zeit, auch wenn manche Formulierungen gegen Einseitigkeiten oft etwas anderes nahelegen könnten.²⁵

„Es dreht sich hier ja um einen ganz neuen Frauentyp..., [ein] neuer Frauentyp, der wahrhaftig damals nicht anerkannt wurde.“²⁶ Vor meinem geistigen Auge steht die spezifische Sendung Schönstatt für Formung und Gestaltung eines neuen, eines originellen und individuellen Frauentyps und einer neuartigen Frauengemeinschaft im Geiste des neuesten Zeiteufers.²⁷

¹⁹ Vollkommene Lebensfreude, 235.

²⁰ Kindsein vor Gott, 64, 141.

²¹ Dass neue Menschen werden (1951). Vallendar-Schönstatt 1971, 133.

²² Vorträge, VI (1966), 192, 193.

²³ Kindsein vor Gott, 201. Vollkommene Lebensfreude, 151.

²⁴ Vorträge 1963, 3 134. Das ist 1963 gesagt. In den letzten Jahren können wir da wachsend mehr manche gegenläufige Tendenz beobachten.

²⁵ Herbert King: Neues Bewusstsein. Spuren des Gottesgeistes in unserer Zeit (=Schönstatt-Studien 10), Vallendar-Schönstatt 1995, 266-278 (10 Zeitenstimme Weibliches Denken).

²⁶ Vorträge 1963, 1, 52. 53.

²⁷ Studie 1960. Unveröffentlicht, 158.

Dieser Typ soll auch im Bereich des weiblichen Gott geweihten Ordenslebens verwirklicht werden. Gerade dort wurde traditionellerweise Abhängigkeit und mangelnde Selbstbestimmung als eigentliches Ordensideal gesehen.²⁸ Gegenüber dem „alten“ Typ der Ordensfrau soll die neue Ordensfrau, wie Kantenich sie sieht, selbstverantwortlich und eigenständig ganz Mensch und ganz Frau sein. So wird Pater Kantenich zum großen Entdecker der Werte der Frau und erlebte sich „mit der Zeit mehr und mehr als Schatzgräber..., der aus geheimen und geheimsten tiefen Goldschächten edler Frauenseelen Edelmetall zuhauf herausholen durfte.“²⁹ Und er kann mit Recht von einer „fortschreitender Neuentdeckung und Neueroberung der modernen Seele“ der Frau sprechen.³⁰

(Seelisches) Zusammenwirken der Geschlechter

Es gilt, Gleichheit und Gleichwertigkeit auf der einen Seite und Ungleichheit und Verschiedenheit auf der anderen Seite gleichermaßen zu beachten.

Und da gibt es zunächst die Gemeinsamkeit des Menschseins. Darauf weist unsere Kultur in verschiedener Weise nachdrücklich hin. Auch Pater Kantenich sieht mehr und mehr, dass bei aller Unterschiedlichkeit die männliche und die weibliche Seele „doch nicht so verschieden sind“.

„Es ist also nicht so, als müssten wir nicht auch ähnliche Eigenschaften in der Mannesseele wahrnehmen, nur gehen bei der Frau die Akzente stärker in diese Richtung [der Feinheit]“³¹.

Und positiv vermerkt er, dass in der Zeit eine Entwicklung hin zu einer größeren Ähnlichkeit und Nähe der Geschlechter beobachtet werden kann. Es gibt also bei Kantenich nicht nur die Warnung vor dem zu beobachtenden „Geschlechtermischmasch“, wie er es nennt. Schon 1960 schreibt Kantenich:

„Zudem ist es nicht unwahrscheinlich, daß sich das Grundverhältnis der Geschlechter zueinander im Zuge einer rasend vorwärtstreibenden inneren und äußeren Entwicklung im Zeitalter des Pansexualismus schicksalhaft so ändert und daß die Vorbedingungen für ein religiöses Gemeinschaftsleben in der natürlichen Familie so vollkommen erschüttert werden, daß man sich notgedrungen um wesentliche Wandlungen des Lebens- und Gemeinschaftsstils in Frauengemeinschaften umsehen muß.“³²

Bei aller Hervorhebung der Unterschiedlichkeit der Geschlechter vor allzu schematischen Abgrenzungen und „Definitionen“ dessen, was männlich und was weiblich ist, fällt bei Kantenich die umsichtige Sprechweise auf: „normalerweise“ ist das bei der Frau und beim Mann so (223), „im großen und ganzen ist das so“ (223). Die Frau tut sich „leichter als“, ist „stärker als“ (219). Oder der Mann bzw. die Frau hat „ein Mehr an ...“. Oder „wir haben Anlagen nach beiden Richtungen“ (220). „Es kann also ganz gut sein, daß z.B. ein Mann vor mir steht, der eine stärker ausgeprägte Denkweise sein eigen nennt als alle Frauen, die ich kenne“ (222), also eine Art zu denken hat, die „normalerweise“ „mehr“ bei der Frau zu finden ist. Wenn P. Kantenich eine Eigenschaft der Frau nennt, die „mehr“ ihr eigen ist, fügt er oft bei: „Nicht so, als wenn das nicht auch im Manne steckte“ (219). Oder er sagt zu jungen Männern, denen er die hier zitierten

²⁸ Herbert King: Freiheit und Verantwortung. Studien zu Joseph Kantenichs Projekt "neuer Mensch". Vallendar-Schönstatt 2008, 21-25.

²⁹ Studie 1960. Unveröffentlicht, 159 f.

³⁰ Ebd., 160.

³¹ Rom-Vorträge, IV (1965), 196.

³² Studie 1960, 96 f.

Vorträge hält: „Im Maße Sie selber fraulich veranlagt sind“ (223). Und immer wieder: „Der liebe Gott hat die ganze Fülle des Menschseins nicht in einen Typ hineingeschaffen. Er hat wohl keimhaft in jedem Typ die Fülle hineingeschaffen“ (220). Und er regt an, sich zu fragen (als Mann): „Habe ich ein ausgesprochen männliches Denken oder ein ausgesprochen weibliches Denken... Oder eignet mir beides in einer entsprechenden Mischung?“ (225). „Die Dinge gehen ineinander über. Auch die Eigenart der Frau, Struktureigenschaften, die werden wir nie voll rein sehen, sind in irgendeiner Weise immer gemischt. Und das Mischungsverhältnis festzustellen ist nicht immer leicht. Aber auch umgekehrt: Dasselbe ist vom Manne zu sagen. Wenn wir also die Eigenschaften hüben und drüben aneinanderreihen, gegenüberstellen, bleibt immer noch für uns die Frage nach dem Mischungsverhältnis“ (221).³³

Es ist überhaupt gar nicht leicht, Ungleichheit und Andersheit richtig zu begreifen und zu realisieren, ohne in ein Schema der Ab- und Überbewertung, der Unter- und Überordnung zu geraten. Darauf weisen Psychologen immer wieder hin. Am besten sieht man diesen Vorgang als Prozess, in dem es einen ständigen Wechsel im Geben und Nehmen, im Sich-Anlehnen und Stützen gibt. Und je nach Gebiet und Moment ist der eine oder ist der andere der Gebende bzw. der Nehmende oder Beschenkte. Ein Schlüsselwort Kantenichs und seiner durchgehenden Auffassung aller Wirklichkeit als Bundeswirklichkeit ist *Gegenseitigkeit*. Und *Partnerschaft* ist für ein wichtiges Wort, wenn er sich auf den Bund und auf bundesgemäßes Verhalten bezieht.³⁴ In der Begegnung von Mann und Frau werden beide beschenkt durch eine seelische Ergänzung. Und sehr, sehr oft weist Kantenich darauf hin:

„[Insgesamt müssen wir] das Grundverhältnis zum anderen Geschlechte wieder neu regulieren, *auch für uns als Zölibatäre*.“³⁵ [Und oft sagt er:] „Der Mann wird nicht aufgerichtet, es sei denn durch die Frau.“³⁶ [Aber auch die Frau wird durch die Begegnung mit dem Mann „aufgerichtet“].

Dies gilt für Verheiratete und Nicht-Verheiratete. Auch Ehe heißt nicht automatisch, dass die Seele sich wirklich entfaltet und dass die auch seelische Begegnung Wirklichkeit wird.

Weibliche und männliche Autorität

Patriarchalische und/oder partnerschaftliche Auffassung

Folgender Text macht uns mit einer Überlegung Kantenichs vertraut, die er in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts immer wieder anstellte. Sie korrigieren manche Vorstellungen einer einseitig die männliche Autorität betonenden Auffassung. Was heißt, dass der Vater das „letzte Wort“ hat bzw. haben soll? „Letztes Wort“ bei was? Kann ein non-verbales Wort, eine Symbolhandlung oder eine Spontanhandlung nicht auch „letztes Wort“ sein? Viele Aussagen kranken daran, dass sie Momentaufnahmen darstellen, man dann ein solches Wort als allgemeingültiges Prinzip auffasst, von dem man dann „Anwendungen“ deduziert. Es wird daran

³³ Die Kurzzitate sind aus Vorträge 1963, 8, 215-225. Siehe auch: Herbert King: Feminismus und Maria, 37.

Durchblick in Texten, Band 1, 283-302 (6 Weibliche und männliche Seele).

³⁴ Kelch und Schwert. Von der Herrschaft zur Partnerschaft. Weibliches und männliches Prinzip in der Geschichte. Goldmann Tb 12496. München 1993.

³⁵ An seine Pars motrix, 7 (1967). Manuskriptdruck, 200.

³⁶ Ebd., 201.

auch sichtbar, dass Pater Kentenich bei aller Sicherheit, mit der er seine Beobachtungs- und Forschungsergebnisse festhielt und festzuhalten lehrte, ein offener Denker blieb. Ich lasse ihn (gekürzt) trotz seiner Länge folgen. Wir lesen:

„Wie aber sieht die ideale Vatergestalt aus, nach der mit der neuen Jugend die neue Zeit sich sehnt? Gäbe man einem namhaften Künstler den Auftrag, dieses Bild zu malen, so versetzten wir ihn in große Verlegenheit. Vor ihm ständen zwei Idealbilder. Zunächst die *patriarchalische Gestalt der Vergangenheit*, die ihm aus eigener Erfahrung und Kenntnis vertraut ist, und die soviel klare und einprägsame Züge in sich vereinigt, die sich leicht plastisch darstellen lassen... Daneben gibt es ein anderes Bild: *das neue, das partnerschaftliche und das teamhaftige*. Es ist auf dem Wege, die Welt zu erobern. Die Verhältnisse sorgen fast schicksalhaft dafür, dass es überall einen Siegeszug antritt.

Der moderne Industrialismus hat es geschaffen. Seine Wesensart und Sendung brachte es mit sich, dass es den Arbeitsplatz aus der Familie und damit das Erwerbs- und Berufsleben des Vaters nach draußen an einen völlig getrennten Platz verlegte...Dazu kommt, dass durch die Entwicklung und den sichtbaren Erfolg der modernen Frauenbewegung die Frau und Mutter ihm als *Partner* gegenübersteht, und dass beide - dem demokratischen Zug der Zeit gebührend Rechnung tragend - mit ihren Kindern in der anfallenden Arbeit im Hause eine Art Team bilden. Sie fühlen sich gedrängt, auch in der Hausarbeit eine Arbeitseinteilung einzuführen, die jedes einzelne Glied sinngemäß einspannt. So stehen gegenwärtig beide Vaterbilder einander unvermittelt gegenüber. Beide haben Existenzrecht. Sie werden es noch länger behaupten. Beide verdienen ehrfürchtige Berücksichtigung und gütige Anerkennung. Deshalb ist der Künstler ob des Auftrags überfordert. Er wird sich kaum an das Bild heran wagen.

Auch der Studie fällt es schwer, den einzelnen Typen genauer Rechnung zu tragen. Darum ist sie gezwungen - ganz abgesehen davon, dass es auch so in ihrem Sinne liegt -, sich darauf zu beschränken, die Grundeinstellung der Vatergestalt herauszuarbeiten, die beiden Typen - sofern sie Gottes Stimmen aus den Stimmen der Zeit heraushören - in wesentlichen Zügen gemeinsam sein sollte. *Beiden ist in dieser Art das Ziel gesteckt, das Ideal der Väterlichkeit darin zu erblicken, aus einer tiefen Lebens- und Liebesgemeinschaft mit Gott eine unlösbare Lebens- und Liebesgemeinschaft mit Frau und Kindern einzugehen...* Wir können für die gewählte Formulierung auch sagen: *der Vater von morgen muss mehr und bewusster als gestern und vorgestern ein erzogener Liebeserzieher sein...* Das setzt für den künftigen Vater - dasselbe gilt von der Mutter - ein Herz voraus, das so weit ist wie der Sand am Gestade des Meeres... Im Maße Gott unseren Vätern ein echtes Vaterherz voller Liebe, voller Geduld, voller Kraft und Verantwortung schenkt, sind wir auf dem Wege, die Autoritätskrise der heutigen Zeit zu meistern... Gott verlangt durch das Zeitgeschehen, vor allem durch die Wandlung unseres Familienbildes, *dass unsere Väter ihr Herz neu entdecken...* Nach beiden Richtungen wird er wesentlich *ergänzt durch die Mutter*. Beide bilden miteinander in der Erziehung eine unzertrennliche Zweieinheit. Beide verstehen und befolgen in ihrer Art das Wort: Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei. Wir wollen ihm eine Gehilfin schaffen, die ihm gleich sei. Eine Gehilfin ist keine Sklavin... Beide miteinander schenken mit ihren angeborenen und sorgfältig entwickelten Grundkräften der Väterlichkeit und Mütterlichkeit der Seele des Kindes die ersten wesentlichen menschlichen und christlichen Grunderlebnisse: das Erleben des Angenommenseins, *das Erleben der urpersönlichen Bestätigung origineller Eigenart und das Erleben der Geborgenheit*. Das alles sind Erlebnisse, die als Ausdruck und Sicherung und Mittel für dieselben Erlebnisse

auf einer höheren Ebene Gott gegenüber aufgefasst werden wollen. Beide Partner werden darum nicht müde, in ihrer Art um den Geist selbstloser, schöpferischer Liebe zu beten.“³⁷

Laikale (männliche und weibliche) Leitungsämter in der Kirche³⁸

Die Frage nach der Leitungsbefähigung und Leitungskompetenz von Frauen ist ein wichtiges Thema im gesellschaftlichen Diskurs der westlichen Welt. Obwohl inzwischen vielfach anerkannt ist, dass ein typisch weiblicher Führungsstil auch große Vorzüge hat³⁹, gibt es noch immer viel zu wenige Frauen in leitenden Positionen. Jedenfalls ist die Frage nach fehlender Befähigung der Frau für Leitungsämter längst vom Tisch.

Nicht-priesterliche Leitungs- und Lehramtsinhaber/innen in der Kirche

Was die Kirche betrifft, haben Laien, darunter auch Frauen an sehr vielen Stellen wichtige Leitungsämter inne, z.B. als Ordinariatsdirektoren/innen, Leiter/innen von Bildungshäusern und karitativen Einrichtungen. Mitwirkung in der Priesterausbildung. Ebenso Stellen als Professoren/innen an theologischen Fakultäten, auch an der Päpstlichen Universität Gregoriana in Rom.

Doch immer wieder der Vorwurf, *„dass die Frau nicht Priester sein darf“* und deswegen in der Kirche „nichts zu sagen hat“. Das stimmt in dem Maß, als in der Kirche Leitungsämter mit dem Priesteramt verbunden sind. Und das ist vielfach der Fall, mehr als theologisch notwendig. So wird die ganze Gemeindereform *extrem und einseitig priesterzentriert* konzipiert und durchgeführt. Wenn heute vielfach mit großem Engagement über das besondere Priestertum der Frau diskutiert wird, so muss immer zuerst gesagt werden, dass es sich bei der kirchenamtlichen Zurückweisung desselben um das sakramentale Weihpriestertum allein handelt, nicht um ein mögliches Leitungs- oder Lehramt. Unter den charismatischen Aufbrüchen unserer Zeit sei hier auf den Weg der Fokolare verwiesen. Die vielfach gegliederte Bewegung der Fokolare muss satzungsgemäß immer eine Frau an der Spitze haben.

Bei aller klaren Unterscheidung eines besonderen und allgemeinen Priestertums benützt Pater Kentenich, ganz im Sinn von 1 Petr, den Ausdruck „priesterlich“ sehr ungeniert auch im weiteren Sinn. Dies geschieht besonders im Zusammenhang mit geistiger Vater- bzw. Mutterschaft. So sagt er in einer Tagung für Lehrer/innen:

„Wir alle also, die wir ein unauslöschliches Merkmal eingepägt bekommen haben durch die Taufe und die Firmung, wir alle nehmen dadurch teil am Führertum des ewigen Hohenpriestertums des Gottmenschen... Was im Lichte des Glaubens vom Priester gilt, das gilt im Wesentlichen auch von mir als Führer und Führerin. Was im Lichte des Glaubens die Grundhaltung des Priesters sein muss, das muss im Wesentlichen auch meine Grundhaltung als Laienpriester, als Laienpriester kat'echochen, sein, weil ich ja nicht nur seinsgemäß Christus eingegliedert worden bin, sondern kraft dieser Eingliederung auch die Aufgabe bekommen

³⁷ Abhandlung 1964. Unveröffentlicht. Unterstreichung von HK.

³⁸ Guido Bausenhardt: Das Amt in der Kirche. Eine notwendige Neubestimmung. Herder, Freiburg 1999.

³⁹ www.herbert-king.de/Frau.

habe, mich als Erzieherin, als Lehrerin zu betätigen in ausgezeichneter Mütterlichkeit und Mutterschaft.“⁴⁰

Weibliche Laienämter gibt es auch schon in der Tradition dort, wo eine Generaloberin (oder Äbtissin) in entsprechenden Frauenverbänden die Leitung innehatte und nicht der Priester, der selbstverständlich wichtig war in seiner Funktion als Priester.

Auch bei Kentenich ist das Leitungsamt nicht unbedingt mit dem Priesteramt verbunden. Er hat ja nicht nur Priestergemeinschaften, sondern vor allem Laiengemeinschaften, weibliche, männliche und gemischt-geschlechtliche (Ehepaare) gegründet. So gibt es bei ihm eine vielfache Ausprägung der Leitungsaufgabe und des Priesters. Seine bewusste Orientierung am Leitbild Familie hat ihn besonders dafür prädisponiert, Leitungsämter nach dem Modell der Naturfamilie zu konzipieren. So spielt in den von Kentenich geschaffenen Institutionen überall die Überlegung eine Rolle, inwieweit es väterliche und mütterliche Leitung geben soll und wie das Zusammenwirken von männlicher und weiblicher Führung in solchen Fällen zu sehen ist. Dabei ist jeweils die Rolle des Priesters besonders betroffen.

So ist die Leitung des von ihm gegründeten *Säkularinstituts(!) von Eheleuten* in einem verheirateten Ehepaar, Eltern genannt, mit entsprechendem Rat von Ehepaaren ausgedrückt. Dabei ist die Ehefrau des Leitungsehepaars nicht einfach ein Anhängsel, sondern hat echte und im Gewissen bindende Leitungsbefugnis. Hier ist das im Vorigen über patriarchalische und partnerschaftliche Auffassung der Eltern in der Naturfamilie von Bedeutung. Der Priester hat im Schönstatt-Institut Familien keine Leitungsrechte. Das zeigt sich auch daran, dass in der Vertretung der Gemeinschaft im Generalpräsidium der priesterliche Assistent keinen Sitz hat.

Bei *den beiden jungfräulichen weiblichen Säkularinstituten Schönstatts* steht an der Spitze ebenfalls ein „Elternpaar“. In diesem Fall gibt es außer der jeweiligen weiblichen Führungsspitze eine männlich-priesterliche Führungsspitze. Es ist gedacht an eine *gemeinsame* Leitungsbefugnis, die gemessen an der Tradition ein neues Priesterbild darstellt. Soweit der Priester in der Vergangenheit Leitungsaufgaben hatte in weiblichen Gemeinschaften, hat er diese autoritativ ausgeübt. Die Generaloberin unterstand ihm. Kentenich hebt oft und oft hervor, dass er diese Auffassung ablehnt, dass der Priester vielmehr *neben* der Generaloberin ein relativiertes, weil zugeordnetes Leitungsamt hat. In diesem Fall ist der männlich-priesterliche Leiter zusammen mit der weiblichen Führungsspitze im Generalpräsidium vertreten. Und wenn die priesterliche Leitungsspitze ein Veto-Recht haben soll, so sagt Kentenich sehr klar, dass sie dieses „normalerweise“ nicht ausüben soll.

Da treffen wir uns mit einer Eigenart des kentenichschen Denkens. Es ist ein ausgesprochen perspektivisch-organisches Denken, wie er es nennt.⁴¹ Prinzipien sind für ihn zwar unabänderlich. Doch können sie Ausnahmen zulassen, ja vielleicht sogar zahllose Ausnahmen. Auch kann ihre „Anwendung“ sich ändern, sich so stark ändern, dass man das Prinzip kaum mehr erkennt.

„Die *textus dogmatici*, die wesentlichen, sollen für uns *bleiben*, wir *deuten* sie aber jeweils der Zeit entsprechend, wie die Zeit es braucht. Oder denken Sie an das Individuum: so wie es

⁴⁰ Ethos und Ideal (1931). Vallendar-Schönstatt 1972, 171.

⁴¹ Zweiter Vortrag vom 10. Februar 1968. In: An seine Pars motrix, 9 (1968), 141-147. Durchblick in Texten, Band 3, 448-452.

Herbert King: Begründung von Normen und Idealen nach Pater Kentenich (2010). Unveröffentlicht, 30 Seiten.

empfänglich ist. So hätten wir eine mittlere Linie gefunden. Das ist also wiederum eine Art *Anpassung* an das Denken der neuen Kirche oder der erneuerten Kirche.“⁴²

Zu immer *neuen* „Anwendungen“ ruft Kentenich in den letzten Jahren seines Lebens, Jahre einer regelrechten Kultur- und Religionsrevolution, immer wieder auf.⁴³

Was den Priester in leitender Position betrifft, so ist immer auch noch zu berücksichtigen, dass eventuell das Beichtgeheimnis ihn zu einer Handlungsweise verpflichtet, die er niemandem erklären darf. Doch auch die leitende Frau kann ein Berufsgeheimnis zu schützen haben, das sie kaum sehr viel weniger bindet.

Die Konzeption der doppelten Führungsspitze des Elternprinzips ist immer noch sehr neu (wie auch die beim Verband der Familien neu ist). So wundert es nicht, dass da noch nicht in allem schon die endgültige (innere) Gestalt gefunden zu sein scheint. Zumal Pater Kentenich gerade auch hier (nicht nur) den Gesichtspunkt „Zeit“ als Begründung anführt.⁴⁴ Die Überlegungen und Begründungen Kentenichs betreffs des „Vaterprinzips“ haben es auch damit zu tun, dass er zwar nicht einen exemten Status für seine Gründungen wollte, wohl aber eine möglichst große Rom-Unmittelbarkeit. Eine solche konnte in seiner Lebenszeit im Wesentlichen nur ein Priester (mit entsprechender juristischer Autorität) vertreten. Das ist heute anders.

In einem weiteren, einem männlich-jungfräulichen Säkularinstitut Schönstatts, den *Marienbrüdern*, nimmt der Priester nicht die eigentliche „Vaterstelle“ ein, sondern einer der laikalen Brüder. Und ebenso übernimmt dieser die Vertretung im Generalpräsidium und nicht der Priester. Dieser ist auch dort „nur“ (priesterlicher) Assistent.

In den *verschiedenen Priestergemeinschaften Schönstatts* haben wir natürlich eine männlich-priesterliche Leitung. Doch hebt Kentenich, ähnlich wie bei den Marienbrüdern, hervor, dass es eine zentrale (männlich-priesterliche) Stelle geben muss, die eher die Rolle der Mutter darstellt. Ein zentraler Spiritual, bzw. der Vertreter der sogenannten freien Gemeinschaften soll diese Stelle innehaben.⁴⁵

Doch soll *jeder zölibatär Gott Geweihte* darauf achten, in sich das Weibliche entsprechend zu entfalten. Das gilt auch umgekehrt für die weiblichen Institute betreffs der Entfaltung des Männlichen.

„Für den eigengeschlechtlichen, vornehmlich für den zölibatären Erzieher besteht die Aufgabe der Selbsterziehung darin, beide originellen Arten in der eigenen Person zu verwirklichen und so zum 'Vollalter Christi' und zum Vollalter des Erziehers heranzuwachsen.“⁴⁶ „Ungeteilte Hingabe an die Gefolgschaft. Sagen wir dafür: ausgesprochene Väterlichkeit, vereint mit Mütterlichkeit... Ich müsste an sich, ideal gesprochen, Mann und Frau in mir vereinigen, doppelt wenn wir nicht heiraten.“⁴⁷ „Paulinische Lehr- und Lebensweisheit will priesterliche Väterlichkeit ergänzt, vertieft und vervollkommnet wissen durch einen Schuss *priesterlicher Mütterlichkeit*. Väterlichkeit und Mütterlichkeit sollen in ewiger Spannungseinheit miteinander verbunden sein

⁴² An seine Pars motrix, 9 (1968), 147.

⁴³ Ich habe solche Aussagen etwas zusammengetragen in: Herbert King: Neues Bewusstsein, 177-181.

⁴⁴ Rom-Vorträge, III (1965). Manuskriptdruck, 23-67.

⁴⁵ Die Einrichtung der sogenannten "freien Gemeinschaft" als Gegenüber zur "offiziellen" Gemeinschaft ist eine äußerst interessante und fruchtbare Besonderheit in den Gründungen Pater Kentenichs.

Dazu: Herbert King: Freie Gemeinschaft in: SchöLex.

⁴⁶ Philosophie der Erziehung (1959). Vallendar-Schönstatt 1991, 83 f.

⁴⁷ Vorträge 1963, 9, 86.

und dasselbe Individuum zu pädagogischer Vollendung ausreifen lassen. Darum pocht er (Paulus) bei seiner Gefolgschaft nicht nur auf seine Vaterstellung, sondern auch - ja sogar in außerordentlich starker Weise - auf seine mütterliche Haltung und Funktion. Tatsächlich kennzeichnet den Mann, der hart sein kann wie Diamant, eine ungemein zarte und tiefe mütterliche Grundeinstellung. Seine eigene Erziehungsnot kennzeichnet er (Paulus) mit dem klassischen, ewig gültigen Wort: ‚Meine Kindlein, ich leide Geburtswehen, bis Christus in euch wiedergeboren ist.‘ Augustinus drückt denselben Gedanken aus, wenn er sagt: ... Wir haben den Mut und die Kühnheit, uns Mütter Christi zu nennen. Dabei spielt die Vorstellung eine wesentliche Rolle, dass Christus in seinen Gliedern - gleichsam in Verbindung mit uns - nach seiner Mutter schreit, die ihm in den Seelen Raum schaffen oder ihn dort gleichsam neu erzeugen soll. Daraus folgt, dass der Idealerzieher in ständiger Spannungseinheit zwischen Vater- und Mutterliebe, zwischen Vater- und Mutterweisheit, zwischen Vater- und Muttersorge lebt.“⁴⁸

Es gibt bei Kentenich durchaus die Überlegung, ob es in männlich-ehelosen Gemeinschaften nicht auch ein durch eine Frau vertretenes *Mutterprinzip* geben könnte oder sollte. Er meint, dass die Zeit noch nicht reif ist, jedenfalls nicht ebenso reif, wie damals, als er das „Vaterprinzip“ für die weiblich-ehelosen Gemeinschaften konzipierte. Er sieht aber keine *grundsätzlichen* Schwierigkeiten. Im Gegenteil: Ein solches könnte seinem Denken sogar in besonderer Weise entsprechen.⁴⁹

Wenn Pater Kentenich sehr ausführlich das *Ideal des guten Hirten, des (geistlichen) Vaters und der geistlichen Mutter* entfaltet und dies sehr oft zum Priester sagt, dann muss klar sein, dass dieses Ideal von allen Christen und Christinnen ebenso gilt wie vom Priester. Vor allem soll es von jenen gelten, die ehrenamtlich oder hauptamtlich in der Kirche tätig sind. Und entsprechend von solchen, die in der zivilen Gesellschaft zum Wohl ihrer Mitmenschen aus menschlichen und/oder religiösen Gründen tätig sind.⁵⁰

Gleichzeitig sollen geistliche Vater- und Mutterschaft eng zusammengesehen werden mit der Bedeutung der Kindlichkeit. *Kind und Vater, Kind und Mutter* sind die Ideale, oder biblisch gesprochen: *Hirte und Schaf, Hirtin und Schaf* wollen gleichzeitig genannt werden, wie auch Jesus, das Lamm Gottes, beides ist. Sowohl für die Mütterlichkeit wie für die Väterlichkeit ist Kindlichkeit eine wichtige Voraussetzung. Also auch hier die Gleichheit der männlichen und weiblichen Seele im Allgemeinen. Gültigkeit hat dies auch für den zölibatären Priester.

„Ist echte *Kindlichkeit* die Wurzel schöpferischer Väterlichkeit, so gilt eine solche Feststellung in noch höherem Grade von vollendeter Mütterlichkeit... Sowohl beim Erzieher als auch bei der Erzieherin will füglich Kindlichkeit als unabdingliche Voraussetzung und als Kabinett- und Kunststück für erzieherische Fruchtbarkeit betrachtet werden. Sie ist ein konstitutives Element der hier verlangten seelischen Grundeinstellung. Kindlichkeit - nicht schlechthin in sich betrachtet, sondern als Wurzel für echte Väterlichkeit und Mütterlichkeit - ist für die kommende Generation, die berufen ist, der Kirche am neuesten Zeiteufer zu dienen, ein Anliegen ersten Ranges.“⁵¹

⁴⁸ Philosophie der Erziehung, 82 f.

⁴⁹ Rom-Vorträge, III (1965), 23-67.

⁵⁰ Herbert King: Überlegungen zum Priesterbild Pater Kentenichs, 46 f., 63-65.

⁵¹ Philosophie der Erziehung, 84.

Der „sakramental“ geweihte Mann Gottes

In Vielem steht also der Priester nicht „über“, sondern „neben“ oder auch „unter“ dem „Laien“, der ähnliche Aufgaben hat. Dort entscheidet dann nicht das Amt, sondern die Kompetenz. Auf jeden Fall bleibt der Priester auch nach der Weihe „Laie“ - Christ und (hoffentlich) auch Mensch. Doch wird das spezifisch Priesterliche, die Weihe, den einzelnen Aspekten seines Tuns dann doch auch wieder ein besonderes Gepräge geben. Dies gilt auch von der Gott geweihten Ehelosigkeit des Priesters. Aber auch von der Gott geweihten Ehelichkeit vieler Christen. Insgesamt haben wir es heute und bei Joseph Kentenich mit einer „kollegialeren“ Auffassung des Priestertums zu tun, als dies in der Vergangenheit der Fall war.

Was unterscheidet den Priester? Alles bisher Gesagte kann und soll auch vom allgemeinen Priestertum verwirklicht werden. Unterscheiden tut den Priester seine Weihe. Die Weihe, die ihn befähigt, Eucharistie zu feiern, nicht nur „ihr vorzustehen“. Das Brot und den Wein zu verwandeln, in einer besonderen Feier, im sakralen Raum, mit entsprechenden Gewändern. An dieser Stelle wird etwas sichtbar und erlebt, was allem anderen, was er auch ist und tut, einen besondern Glanz gibt. Der Archetyp Priester funktioniert nach wie vor, sagte neulich ein Pastoralreferent, der in der Priesterausbildung und -begleitung tätig ist. Und es ist in der menschlichen Seele ein „Archetyp“ am Wirken. Dieser wirkt umso mehr, als der Priester in der in diesem Beitrag beschriebenen Menschlichkeit und Mitmenschlichkeit seine Sendung erfüllt. Und dies immer wieder in die Feier der Eucharistie einbringt. Das besondere Priestertum hängt ganz und gar am Eucharistieverständnis. Aber insgesamt ist der geweihte Priester in einer besonderen Weise Stellvertreter der Menschen vor Gott. Von seinem Gebet und seinem Segen wird immer wieder besonders viel erwartet und erhofft. So wird alles, was auch andere „können“, beim Priester irgendwie sakral-sakramental erhöht und bekommt eine besondere, göttliche, Färbung und Dynamik.

Spezifisch priesterlich-männliche *Leitungs-* und *Lehämter* sind eigentlich nur das Amt des Bischofs und des Papstes.

Maria – Christus / Maria – Kirche / transzendent-männliches bzw. immanent-weibliches Gottesbild

Abschließend soll noch etwas der Platz im Gesamt der Theologie, sozusagen die innere Architektonik meines Beitrags skizziert werden. Sie geht, mit Kentenich, von der mehr skotistischen Auffassung des Inkarnationsmotivs aus, wonach Gott nicht primär der Sünde wegen Mensch wurde, sondern um in Christus alles zusammenzufassen (Kol 1). Er ist der Schlussstein. Auf ihn hin ist alles geworden, nach seinem Bild ist alles, ganz besonders der Mensch, geschaffen. Allem voran können wir den Satz aus Genesis stellen:

„Und Gott schuf den Menschen, nach seinem Bilde, nach dem Bilde Gottes schuf er ihn, als Mann und Frau schuf er sie“ (Gen 1,27).

Und wir können fortfahren und präzisieren: Nach dem Bilde Jesu schuf er sie. Und (weiblich) nach dem Bilde Marias schuf er sie. Eva ist die Gehilfin, die ihm gleicht. Wie auch Adam der Gehilfe ist, der ihr gleicht.

Übrigens ist im Herrn weder die Frau etwas ohne den Mann noch der Mann ohne die Frau. Wie nämlich die Frau vom Mann stammt, so ist wiederum der Mann durch die Frau; alles aber ist aus Gott (1 Kor 11, 11-12).

Die Dogmatische Konstitution über die Kirche (Lumen Gentium) stellt in ihrem achten Kapitel (besonders Nr. 51, 61 und 62) Maria in einer ausgesprochen heilsgeschichtlichen Perspektive dar und nennt sie die „sociā“ (Gefährtin) Christi in allen Stationen des Heils, die Christus „sich zur Gefährtin genommen hat“ (associavit, LG, 58). Und stellt ihre Mitwirkung (cooperatur) in beredten Worten dar. Auch ausgedrückt durch die Häufung des Präfixes „co(n)“. Das ist die mariologische Perspektive, die auch Kantenich vertritt. Seine Kurzformulierung: Maria ist die Dauergefährtin und Dauergehilfin Christi des Hauptes der Schöpfung bei seinem ganzen Erlösungswerk. Der hier dargelegte Zusammenhang der Mitwirkung wird schon sehr früh in Ergänzung zur Parallele Adam-Christus in die Parallele Eva-Maria gefasst. Auch in Lumen Gentium VIII spielt diese Parallele eine wichtige Rolle. So könnten wir besser und richtiger Jesus den *Ersten* Adam und Maria die *Erste* Eva nennen. Und all das, was die klassische Theologie mit der Frage nach dem vorerbsündlichen Zustand des ersten Menschenpaares erörtert, kann auch und besser am vorerbsündlichen Zustand Jesu und Marias erörtert werden. Die Mitwirkung Marias bringt es mit sich, dass sie

„Mutter der Menschen, vor allem der Gläubigen [ist]“ (LG, 54), „denn sie hat in Liebe *mitgewirkt*, dass die Gläubigen in der Kirche geboren würden, die dieses Hauptes Glieder sind“ (LG, 53). „Im Vergleich mit Eva nennen sie [manche Kirchenväter] die Mutter der Lebendigen“ (LG, 56).

Hier leuchtet der Zusammenhang von männlich-priesterlich-christologisch-sakramental-hierarchischer Sicht und der laikal-gnadenhaft-weiblich-marianischen Sicht der einen und derselben Kirche auf. Ein besonders wichtiger Vertreter solcher Sicht ist Hans Urs von Balthasar:

„Der Ursprung der Kirche liegt nicht in der Apostelberufung, sondern in der Kammer von Nazareth, als das Ja des Sohnes zum Vater Gemeinschaft wurde mit dem Ja der Mutter zur Menschwerdung. Und nochmals liegt der Ursprung der Kirche am Kreuz, wo die weibliche Ecclesia - wie das Mittelalter sie abbildet - ihren Kelch aus der Seitenwunde Christi füllt, um ihn dann den männlich Beamten weiterzureichen.“⁵² „Dass dem hierarchischen Moment von einer marianisch ausgerichteten Ekklesiologie her eine heilsame Relativierung zuteil werden könnte.“⁵³ „Denn die Kirche war in ihr schon da, ehe die Männer ins Amt eingesetzt wurden.“⁵⁴ „So hatte die Kirche in Maria schon in vorausgehender Weise Bestand, sie besitzt als Gemeinschaft der Heiligen aber auch ihren bleibenden, unantastbaren Kern an Heiligkeit.“⁵⁵

Eine schöne Entsprechung hat dies in der Tatsache, dass auch Männer von Frauen und nicht von Männern geboren werden. Und dass die ersten Zellen des Fötus im Mutterleib zunächst alle weiblich sind. Auch der Mann ist vom Weiblich-Mütterlichen umfasst und grundgelegt. Hier wäre noch einmal manches zu sagen über männliches und weibliches Leiten, über männliche und weibliche Autorität, über mehr liebend-charismatische und mehr herrschend-strukturelle Autorität. Über anlehnend-sekundäre weibliche Autorität (J. Kantenich) und die in der Frau Bergung, Bestätigung, ja Liebe suchende männliche primäre bzw. auf andere Weise dann doch sekundäre Autorität. Jedenfalls hätten im Lauf der Geschichte viel Unglück und viele Verbrechen verhindert werden können, wenn die männlichen Autoritätsträger

⁵² Hans Urs von Balthasar: *Priesterliche Spiritualität*. Einsiedeln, Freiburg 2007, 50. Vergl. die Darstellung dieses Sachverhalts im "Kreuz der Einheit".

⁵³ Das marianische Prinzip. In: *Klarstellungen. Zur Prüfung der Geister*. HT 393, Freiburg ²1971, 70.

⁵⁴ Ebd., 72.

⁵⁵ Leo Scheffczyk: *Maria, Mutter und Gefährtin Christi*, Augsburg 2003, 79.

auf die Frau gehört hätten, wenn diese mehr auch institutionell gesicherten Einfluss gehabt hätte.

Wenn dem männlichen Priester das Priestertum im engeren Sinn allein zugesprochen wird, dann um den einen Hohenpriester Jesus Christus darzustellen, der Mann ist. Ihn darzustellen *in* der weiblich-marianisch grundgelegten Kirche. Es ist eine Symbolik, die über das spezifisch Kirchliche hinausragt. Wie die Frau einen dem Mann nicht möglichen Dienst im Austragen, Gebären und Nähren des Kindes hat, so der männliche Priester einen Dienst an der Geburt Gottes in den Menschen, *soweit* diese im Zusammenhang mit der Eucharistie geschieht. Das Verständnis des besonderen Priestertums hängt, wie schon oben gesagt, am Eucharistieverständnis. Dieses herauszuarbeiten ist nicht mehr Thema dieses Artikels.

„Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen“, sagt Jesus auf die Frage des Thomas, er solle ihm den Vater zeigen. In Jesus hat er, haben wir, Gott männlich-väterlich gesehen. Doch auch die Frau weist auf Gott hin. Und das gilt auch von Maria: Wer mich gesehen hat, hat Gott gesehen, hat ihn weiblich-mütterlich gesehen. Sie ist ja (wie Jesus) nicht nur Wegweiser, der von sich *wegweist*. *In* ihr wird Gott gesehen. Hier ist der eigentliche Sinn der Lebenserfahrung Kentenichs, die zu formulieren er nicht müde wurde, dass Maria uns zum Vater, zu Gott geführt hat. Zusammenfassend können wir sagen: Jesus (und jeder Mann) verdeutlicht uns mehr die *transzendent*männlichen Züge Gottes. Maria (und die Frau) mehr die *immanent*weiblich-mütterlichen Züge Gottes.

Solches legt dann auch - unser Thema - eine weiblich-männliche Sicht und Struktur der Autorität nahe. Wie diese genau aussieht, in der Kirche, auch in Schönstatt aussieht, ist noch mehr zu erarbeiten. Vor allem ist noch zu erarbeiten eine größere symbolische Repräsentanz der Frau im Innersten der Kirche, der Feier der Heiligen Geheimnisse.

DANIELA MOHR-BRAUN

ZUR FRAGE DER GESCHLECHTERDIFFERENZ IM HINBLICK AUF DEN BETENDEN MENSCHEN IN JESUS CHRISTUS

Das biblische Grunddatum: „nicht hat Bedeutung ‚männlich‘ und ‚weiblich‘, denn ihr alle seid ‚einer‘ in Christus Jesus“ (Gal 3,28).

Wenn wir Christen beten, tun wir das in „vermittelter Unmittelbarkeit“: *vermittelt*, weil wir *durch, mit und in* Jesus Christus beten zum Vater; *unmittelbar*, weil uns im Mittler ja schon *Gott selbst* begegnet und er *unser Zugang zum Vater ist*, ein Zugang, der uns nicht nur entfernten Anteil gewährt an der Gottesbeziehung des Sohnes, sondern uns wirklich in seine Kindschaft hineinholzt. Jesus Christus tut dies alles als der eine göttliche Sohn zum göttlichen Vater hin. Er tut es als derjenige, der göttlich-wesenhaft Gottbezogenheit ist: er ist es *von Ewigkeit her* und uns zugewendet *in der Zeit* im Leben des Jesus von Nazareth. Er, dieser eine Abba-Sohn nimmt uns durch seinen Tod und seine Auferstehung hindurch in die Kindschaft vor dem Vater hinein. Für uns Menschen bedeutet diese Hineinnahme Heimkehr, Rückkehr, Umkehr, Versöhnung, weil wir als Sünder verloren haben, was der Sohn uns neu schenkt und erschließt. Das ist das Grunddatum unserer Erlösung, in dem alles begründet liegt, was christlich Beten heißt: Hineinnahme in den dreifaltigen Liebesdialog Gottes.

Paulus deutet dieses Grunddatum der Erlösung vom Grunddatum der Schöpfung her, wie sie im Glauben Israels verankert ist. Der letzte Adam, wie Paulus Jesus Christus in 1 Kor 15 nennt, wendet das Schicksal des ersten Adam und öffnet den Menschen neu auf Gott hin. *Adam*, der *Erdling*, das ist einfach der Mensch im Anfang, noch geschlechtsspezifisch. Erst als Gott aus der Rippe des ersten Adam eine *Ischa* formt, wird der Adam, der Erdling, zum *Isch*, zum Mann. Diese zwei Verschiedenen sind in gegenseitiger Bezogenheit Abbild Gottes, der selbst Beziehung ist. Und diese beiden erlöst Jesus Christus, diese beiden sind in ihm, dem neuen Adam, neue Menschen.

Hier in den biblischen Grunddaten der Erlösung gibt es eine vollkommene Gleichheit von Frau und Mann, eine unterschiedslose Betroffenheit vom Erlösungsgeschehen. Er, der eine neue Mensch, vermittelt den alten Menschen in die unmittelbare Gottesbeziehung hinein. Bei Paulus in Galater 3,28 heißt dieses biblische Grunddatum: „nicht hat Bedeutung ‚männlich‘ und ‚weiblich‘, denn ihr alle seid ‚einer‘ in Christus Jesus“¹. Hier wird keine Gleichheit von Frau und Mann unter jeder Rücksicht behauptet, auch keine Gleichberechtigung, die sich aus den Heilsdaten ergäbe, sondern eine Bedeutungslosigkeit der realen Geschlechterdifferenz angesichts der totalen Geschenkhafteit der Erlösung für alle Menschen. Kein Mensch ist dieses Geschenkes sozusagen mehr oder weniger würdig und fähig: weder durch seine Herkunft aus dem Judentum oder Heidentum noch durch die soziale Stellung noch durch das Mann- oder Frausein. Allen ist die eine unmittelbare Beziehung zum Vater in Jesus Christus geschenkt und ihn Ihm sind alle „einer“: der eine Leib Christi (1 Kor 12,27), die eine Familie Jesu Christi, in der jeder und jede im heiligen Geist „Abba, Va-

¹ Vgl. die Übersetzung und Erschließung von Norbert Baumert in: Ders., Frau und Mann bei Paulus. Überwindung eines Missverständnisses, Würzburg 1992, 264-287.

ter!“ (Röm 8,15) rufen darf, die eine Braut-Kirche, die mit dem heiligen Geist „Komm, Herr Jesus!“ (Offb 22,20) ruft und der Vollendung der Welt entgegenwartet.

Aus diesen Grunddaten von Schöpfung und Erlösung ergibt sich die grundsätzliche Geöffnetheit des geschaffenen und erlösten Menschen auf Gott hin: sozusagen geschlechtsunspezifisch. Das Organ dieser Geöffnetheit auf Gott hin nennen Altes und Neues Testament *Seele*. Die Seele des Menschen ist es, die betet. Die Psalmen als Gebete Israels sprechen von der Seele vollkommen geschlechtsunspezifisch. Auch im Neuen Testament ist die Gleichheit vor Gott im Gebet eine Selbstverständlichkeit. Das überwältigende Zeugnis hierfür ist das Magnifikat, in dem die Niedrigen und Hungernden, die demütig auf Heil Wartenden sich des rettenden Eingreifens Gottes sicher sein dürfen; das Gebet einer Frau, das vollkommen unbefangen schließt mit den großen Verheißungen an die Väter, an Abraham und seine Nachkommen auf ewig. Ohne Zweifel weiß sich diese Frau in einer Reihe mit den von ihr benannten Männern und preist eins mit ihnen die Größe Gottes, der sich in seinem Messias Jesus der Niedrigen angenommen hat.

Die Gebetsschulen der alten Kirche: eine von Männern getragene Tradition bis heute

Die Autoren der alten Kirche im Westen, die sich mit dem Gebet beschäftigten, waren Männer, zumindest was die schriftlich fixierten und wissenschaftlich gehobenen Werke betrifft. Neben Augustinus von Hippo (z.B. der in ep. 120 vorliegende Gebetstraktat) sind jene Kirchenväter zu nennen, die für den Westen die monastischen Traditionen begründeten, etwa Johannes Cassian (collationes patrum 9 und 10). Einer heutigen Erschließung des Weges von Johannes Cassian dienen die Veröffentlichungen von Peter Dyckhoff.² Dieser frühen Form des Jesusgebetes folgte vor allem im Osten eine ungebrochene Praxis des Jesusgebetes bis heute. Geistlichen Autoren wie dem Benediktiner Emmanuel Jungclaussen³ und dem Jesuiten Franz Jalics⁴ ist es zu verdanken, diese östliche Tradition in den vergangenen Jahrzehnten weitesten Kreisen auch des christlichen Westens wieder erschlossen zu haben.

Beten im Gefolge Teresas von Avila: eine von Frauen getragene Tradition bis heute

Die große Frauengestalt des 16. Jahrhunderts Teresa von Avila begründet eine neue Tradition des Betens, die wie keine andere in die neueste Zeit hinein ausstrahlt. Kennzeichnend für Teresas Weg ist zunächst die schlichte Tatsache, dass sie den Weg der eigenen Seele als Exempel heranzieht, um ihre Mitschwestern im Gebet zu unterweisen.⁵ Die Or-

² Johannes Cassianus: Einübung ins Ruhegebet. Eine christliche Praxis nach Johannes Cassian, Übertragen und eingeleitet von Peter Dyckhoff, München ³1993.

³ Emmanuel Jungclaussen/Kallistos Ware, Hinführung zum Herzensgebet, Herder, Freiburg i.Br. 2004.

⁴ Franz Jalics, Kontemplative Exerzitien. Eine Einführung in die kontemplative Lebenshaltung und in das Jesusgebet, Würzburg ¹⁰2006.

⁵ Zum Ganzen vgl. G. v. Brockhusen, Art. „Camino de perfección“, in: Lexikon der theologische Werke, hrsg. Von M. Eckert u.a., Stuttgart 2003, 65-66.

densreformatoren bietet keine Schule der Gebetstechnik, sondern eine Schule des geistlichen Weges, der sich in einem ständigen Wechselspiel zwischen tätigem Leben und Gebet vollzieht. Auch auf den höchsten Stufen der Kontemplation bleiben die Praxis der Nächstenliebe und die apostolische Tätigkeit wichtigste Kriterien für die Authentizität der Gebetserfahrung. Ihr Werk *Camino de perfección* („Weg der Vollkommenheit“; 1566) spiegelt dieses von Teresa erprobte Ineinander von Gottsuche und Weltzugewandtheit. Die Rückbindung sowohl an das eigene Menschsein in allen seinen Dimensionen als auch an das Menschsein Jesu steht im Zentrum des hier beschriebenen Weges. Auch für die höchsten Stufen mystischen Gebetslebens betont Teresa die Notwendigkeit, „Christus in seiner Menschheit gegenwärtig zu halten“⁶.

Schon zu Lebzeiten Teresas von Avila war dieser Weg über das – in diesem Falle *eigene* – Seelenleben, die exemplarische Abhandlung einer Gebetsschule anhand der *eigenen* Gebetserfahrung, durchaus kritisch beargwöhnt: „Da ihre Autobiographie von der Inquisition beschlagnahmt worden war, empfahl ihr P. Gracián, erneut in der unpersönlichen Form einer Lehrunterweisung über ihre mystischen Erfahrungen zu schreiben.“⁷ Diese Anregung findet ihre Realisierung in Teresas Werk *Las moradas* („Die Seelenburg“; 1577).

Geistliche Autorinnen wie Waltraud Herbstrith haben diesen Weg Teresas von Avila und ihrer geistlichen Töchter im Karmel: Therese von Lisieux und Edith Stein, intensiv erschlossen.⁸ Der Arbeit von Herbstrith vorangegangen sind die Forschungen von Margot Schmidt zur geistlichen Literatur des Mittelalters (hier vor allem zum Werk Mechthilds von Magdeburg⁹). Daneben die Arbeiten von Erika Lorenz aus dem Blickwinkel der Romanistik zu Theresa von Avila und ihrem geistlichen Sohn Johannes vom Kreuz.¹⁰

⁶ G. v. Brockhusen, Art. „Las moradas“, in: Lexikon der theologische Werke, hrsg. Von M. Eckert u.a., Stuttgart 2003, 510f; hier 511.

⁷ G. v. Brockhusen, Art. „Las moradas“, 510.

⁸ Waltraud Herbstrith, *Verweilen vor Gott. Mit Theresa von Avila, Johannes vom Kreuz und Edith Stein*, Kevelaer 2008; dies., *Teresa von Avila. Lebensweg und Botschaft*, München 2007; dies., *Wege in neue Weiten. Vier Wochen mit ... Therese von Lisieux*, München 2006; dies., *Therese von Lisieux. Geschichte eines angefochtenen Lebens*, München 2005; dies. (Hrsg.), *Edith Stein – Aus der Tiefe leben. Ein Textbrevier*, Kevelaer 2006; dies., *Edith Stein. Jüdin und Christin. Zeugen unserer Zeit*, München 1995.

⁹ Margot Schmidt, *Studie zum Leidproblem im Fließenden Licht der Gottheit der Mechthild von Magdeburg*, Diss. Freiburg i.Br. 1952; *Mechthild von Magdeburg, „Ich tanze, wenn du mich führst“*. Ein Höhepunkt deutscher Mystik. Ausgewählt, übersetzt und eingeleitet von Margot Schmidt (Texte zum Nachdenken Bd. 59), Freiburg i.Br. 1988. Zahlreiche weitere Veröffentlichungen zum Thema.

¹⁰ Erika Lorenz, *Teresa von Ávila. Licht und Schatten*, Schaffhausen 1982; dies., *Ein Pfad im Wegelosen. Teresa von Ávila. Erfahrungsberichte und innere Biographie*, Freiburg 1986, 1990; dies., *Das Vaterunser der Teresa von Ávila. Anleitung zur Kontemplation*, Freiburg 1987, 4. Auflage 1990; dies. (zusammen mit Helmuth N. Loose) *Teresa von Ávila. Eine Biographie mit Bildern und Texten*, Freiburg 1994; *Weg in die Weite. Die drei Leben der Teresa von Ávila*, Freiburg 2003, spanisch: Barcelona 2005.

Josef Kentenich: „Was Franz von Sales für den Mann, das ist Theresia für die Frau“

Der kurze Einblick in die neuere Literatur katholischer Autoren und Autorinnen des deutschen Sprachraumes zum Gebetsleben hat – bei aller bewussten Auswahl – doch auch Tendenzen erkennen lassen. Während Frauen meist anhand großer Beterinnen der Kirchengeschichte Zugänge zum Beten erschließen, wählen Männer – im Anschluss an die benannten alten Traditionen - meist den Weg der methodischen Hinführung zum Gebet. Während *Frauen in der Regel als Autorinnen die Gebets- und Lebenserfahrung* großer Frauen der Kirchengeschichte interpretieren, erschließen *Männer meist* – durchaus unter dem Aspekt einer *technischen Anleitung – den Weg des Gebetes und geistlichen Lebens*. Diese Aufteilung kann nicht verallgemeinert, aber doch im Sinne einer Tendenz zu verschiedenen Schwerpunkten hin beobachtet werden.¹¹ Bleibt die Frage, ob diese Beobachtung am Ende nicht doch nur das Zufallsprodukt einer willkürlichen Auswahl der benannten Autoren und Autorinnen ist oder einen Grund in den unterschiedlichen Zugangswegen von Männern und Frauen zum Gebet hat.

Bei Josef Kentenich lesen wir in einer Studie über das Gebetsleben von 1944: „Was Franz von Sales für den Mann, das ist Theresia für die Frau. Beide sind in ihrer Art klassische Vertreter des christlichen Humanismus. Beide stehen vollendet auf dem Boden der Werktagsheiligkeit. Beide haben in hinreißend schöner und anziehender Weise das Wort wahr gemacht: Erst Mensch, dann Christ, dann ganzer Mensch.“¹² Aus dieser kurzen Bemerkung ist deutlich die Überzeugung Kentenichs herauszulesen, dass es einen durchaus benennbaren Unterschied gebe zwischen dem Gebetsleben von Männern und dem von Frauen, dass es entsprechend auch eher auf Frauen und eher auf Männer zugeschnittene Spiritualitätsschulen gebe. In dem wichtigsten Werk des Franz von Sales „*Philothea*“¹³ erblickt Kentenich eine direkte Entsprechung zum geistlichen Werk Teresas von Avila. Insofern hier aber ein Mann am Werk war, geht Kentenich davon aus, dass dessen Schule der Heiligkeit und des Gebetes auch spezifisch auf Männer zugeschnitten ist. Vergleicht man die „*Philothea*“ mit den oben erwähnten Werken Therasas „*Weg der Vollkommenheit*“ und „*Die Seelenburg*“, dann lassen sich – bei aller geistesgeschichtlichen und traditionsge-

¹¹ Vgl. Giacomo Kardinal Lercaro, *Wege zum betrachtenden Gebet*, Freiburg i.Br. 1959 (italienisch 1947). Eine Ausnahme von dieser Tendenz bildet z.B. Bardo Weiß mit seinen Studien über die frühen deutschen Mystikerinnen: *B. Weiß, Ekstase und Liebe. Die unio mystica bei den deutschen Mystikerinnen des 12. und 13. Jahrhunderts*, Paderborn 2000. Ders., *Die deutschen Mystikerinnen und ihr Gottesbild. Das Gottesbild der deutschen Mystikerinnen auf dem Hintergrund der Mönchstheologie*, 3 Teile, Paderborn 2004.

¹² Pater Joseph Kentenich, *Unterweisung über das Gebet*. Unveröffentlichte Ausgabe einer Gebetsstudie von 1944. Bearbeitet von Günter Niehüser, Vallendar-Schönstatt 1992, zur internen Nutzung für das Institut der Schönstatt-Patres, 118.

¹³ Franz von Sales, *Philothea. Anleitung zum religiösen Leben*. Übersetzt und herausgegeben von Otto Karrer. Neuausgabe: Mainz – Matthias Grünewald Verlag 2000. 228 Seiten. Erstausgabe 1608/09; deutsch 1616.

schichtlichen Verbindung¹⁴ - die Unterschiede wiederum im Sinne der schon erwähnten Akzentverschiebungen durchaus benennen. Während Theresa ihre eigene Erfahrung bildreich und lebensvoll – wenn auch systematisiert und verallgemeinert – schildert, versucht Franz von Sales einen stark strukturierten Weg zu skizzieren, den er zur Erprobung für jeden Christen anbietet. Die Struktur des Weges ist klar erkennbar und in leicht nachvollziehbaren Schritten beschrieben: „1. Selbsterkenntnis, Buße und Reinigung, an deren Ende der feste Entschluss steht, Gott zu dienen; 2. Erhebung zu Gott; 3. Verbindung mit dem Tugendstreben; 4. Mittel zur Abwehr bei Versagen; 5. Übungen und Ratschläge, wie das Erreichte zu stabilisieren ist.“¹⁵

Josef Kentenich hat der Erschließung des geistlichen Weges Teresas von Avila breiten Raum gewidmet in der schon zitierten Studie, die er 1944 für das Institut der Schönstätter Marienschwestern verfasste. Wieso ist Teresa für Kentenich derart exemplarisch im Hinblick auf den geistlichen Weg? G. Niehüser schreibt hierzu: „Sie ist ganz Mensch und ganz Heilige. An ihr hebt er [J. Kentenich] die unverfälscht menschlichen Empfindungen hervor. Dabei beruft er sich besonders auf ihre Praxis, wie sie in ihren Briefen deutlich wird (wie es in der modernen Teresa-Forschung inzwischen üblich ist). Er [J. Kentenich] rühmt ebenso ihre mütterliche Sorge um ihre Gründung wie ihre Klugheit. Breiteren Raum widmet er ihrer freundschaftlichen Beziehung zu ihrem Beichtvater P. Jeronimo Gracián und der Bedeutung, die er als Vater der Gemeinschaft hat.“¹⁶ Das konsequente Zueinander von vertiefter Gottbeziehung im Gebetsleben und menschlich-natürlicher Zuwendung zu allen Menschen ihres alltäglichen Lebensumfeldes als Ordensgründerin markiert für Kentenich offenbar diese Vorbildhaftigkeit; er schreibt über Theresa: „So wundert es uns nicht, wenn wir Theresia als eine überaus geschäftsgewandte, in irdischen Dingen wohlbewanderte, eine kluge und in allen Lebenslagen echt menschlich empfindende Frau kennenlernen, die die ganze Leiter echt menschlicher Empfindungen verkostete und sorgfältig pflegte: All das aber in inniger Verbindung mit der ewigen Liebe.“¹⁷ Darin ist sie eine exemplarische „Werktagsheilige“ (s.o.); Franz von Sales und Teresa sind „klassische Vertreter des christlichen Humanismus“ (s.o.), sie allerdings spezifisch als Frau¹⁸, Franz von Sales als Mann. Eine Studie Josef Ken-

¹⁴ Vgl. die von H. Smolinsky vermerkte Abhängigkeit des Werkes „Philothea“ von der geistlichen Schule Teresas von Avila in: Ders., Art. „Philothea“, in: Lexikon der theologische Werke, hrsg. Von M. Eckert u.a., Stuttgart 2003, 570.

¹⁵ H. Smolinsky, Art. „Philothea“, in: Lexikon der theologische Werke, hrsg. Von M. Eckert u.a., Stuttgart 2003, 570.

¹⁶ Vorwort zu: Pater Joseph Kentenich, Unterweisung über das Gebet, S. IX-X.

¹⁷ Pater Joseph Kentenich, Unterweisung über das Gebet, 118f.

¹⁸ Niehüser schreibt über dieses Spezifikum des Gebetsweges der Frau Teresa von Avila in: Pater Joseph Kentenich, Unterweisung über das Gebet, S. X: „Obwohl diese Abhandlung von größter Bedeutung für alle ist, die ihr Leben aus der Inscriptio gestalten wollen, bleibt es doch zu beachten, daß sie *für die Schwestern* verfasst wurde. Daraus folgt erstens, dass es sich um *frauliche Mystik* handelt. Alles ist auf die Frau abgestimmt. Die wenigen Zitate aus Quellen männlicher Mystiker lassen schon erkennen, dass diese abstrakter im Ausdruck und metaphysischer in der Reflexion ist. Mit einigem Recht könnte man auch sagen, dass sie dem Leben entfremdeter seien. Zwischen Teresa de Jesús und Juan de la Cruz gab es im Bereich der Mystik durchaus verschiedene Meinungen! Er war ihr in vielen Aspekten einfach ‚zu heilig‘, wie sie sich ausdrückte. Für unseren Vater war es bleibend wichtig, dass das Naturhaft-Natürliche der Wurzel-

tenichs zu Franz von Sales, die der ausführlichen Studie über Teresa vergleichbar wäre, und sozusagen das „männliche Pendant“ liefern könnte, liegt leider nicht vor. Allerdings sind die Bezugspunkte, die Kentenich z.B. in seinem Exerzitienkurs für Priester von 1934 „Vollkommene Lebensfreude“ zu Franz von Sales hergestellt hat, derart zahlreich, dass hieraus durchaus ein „männlicher Weg der Werktagsheiligkeit“ zu systematisieren wäre, wie Kentenich ihn sieht.¹⁹

Zurück zum biblischen Ursprung

Warum am Ende also doch so etwas wie eine Differenzierung zwischen dem Gebet und Heiligkeitsstreben von Männern und dem Gebet und Heiligkeitsstreben von Frauen? Wenn wir zurückblicken in den neutestamentlichen Ursprung, so begegnet uns „die Frau“: Maria. Sie ist der „menschliche Brückenpfeiler“ des Geschehens der Menschwerdung Gottes in Jesus Christus. Was tut sie? Sie sagt ihr Ja zur Mutterschaft des göttlichen Sohnes, trägt den Heiland aus, sie erzieht ihn, sie lebt mit ihm, sie liebt ihn. Sie teilt das menschliche Leben mit ihm, und zwar sein ganzes Menschenleben vom Anfang bis zum Ende. Als seine Mutter ist sie deshalb auch später – gipfelnd in der Aussage des Konzils von Ephesus über die *Theotokos*, die Gottesgebäerin - für die Entwicklung des christologischen Dogmas, für die Entwicklung einer authentischen Sprach-Form für das Geheimnis Jesu äußerst bedeutsam. Als ganz und gar menschliche Mutter steht sie für das wahre Menschsein des Gottessohnes. Und weil er als der Menschgewordene vom Mutterschoß an Gott ist und bleibt, darf sie *Theotokos* genannt werden. Maria als Gottesmutter, als menschliche Mutter des göttlichen Sohnes ist so etwas wie die Chiffre für die wahre Einheit von Gott und Mensch in Jesus Christus.

Wir könnten sagen: Maria hat eine Bürgschaft für das wahre Menschsein Jesu übernommen. Als seine Mutter, als Frau, die das Leben mit ihm teilt, hat sie diese Bürgschaft übernommen. Ihre Vertrautheit mit dem gesamten Lebensweg Jesu, eine uneinholbare Christusvertrautheit, befähigt sie zu dieser Bürgschaft. Und damit sind wir bei dem, was einer Teresa von Avila bis in die höchsten Höhen der Mystik zutiefst bedeutsam blieb: das wahre Menschsein Jesu, seine menschliche Art und Gestalt. Ihr Beten hat sich nie in eine abstrakte Anbetung des göttlichen Urgrundes hinein aufgelöst, sondern sie blieb immer bei jenem menschlichen Freund, der in der Burg ihrer Seele wohnte. Beten war für sie nichts anderes als konkreteste Nachfolge Jesu; seine menschliche Gestalt hat sie nie aus den Augen verloren. Und ihm wollte sie dienen und begegnen in den Menschen, mit denen sie fürsorglich und mütterlich das Leben teilte. Das kontemplative Leben einer Teresa von Avila war selbstverständlich ein Leben, das vielfältig vernetzt war in menschlichen Bindungen. Hierin war sie für Joseph Kentenich exemplarisch für das Heiligkeitsstreben der schönstättischen Gemeinschaften, insbesondere der Frauengemeinschaften und aller Frauen in der geistlichen Familie der Schönstatt-Bewegung.

grund des Übernatürlichen ist. Hierin steht ihm Teresa sicher näher als Juan de la Cruz.“

¹⁹ Vgl. Pater Joseph Kentenich, Vollkommene Lebensfreude. Priesterexerzitien. Bearbeitet von Michael Johannes Marmann und Georg Ritter, Vallendar-Schönstatt 1984. Über die inhaltliche Beziehung zwischen Werktagsheiligkeit und der geistlichen Schule des Franz von Sales vgl. die Ausführungen im Vorwort: 20f.

REGINA SCHMUCKER / MARIA NICOLAI

SEINE IDEE – MEIN LEBEN

Die Autorinnen: Regina Schmucker, geb. 1972, Gemeindereferentin, verheiratet und Mutter von zwei Kindern. Maria Nicolai, geb. 1973, Erzieherin und Heilpädagogin, verheiratet, ein Kind. Beide gehören zum Schönstatt-Institut Familien.

Wer hat eigentlich den Begriff „Hausfrau“ erfunden? Viele Frauen, die zum großen Teil des Tages zu Hause sind, sind mit dem Begriff nicht glücklich. Er drückt wenig von ihrer Aufgabe oder gar ihrer Berufung aus. Manche nennen sich „Familienfrau“ oder „Familienmanagerin“.

In Buchläden finden wir eine gewisse Sparte Bücher zum Thema Lebensfragen. Z. B. „Kinder, Küche und Karriere – Rückmeldungen an die Autorin des Eva Prinzips oder „Briefe einer verhinderten Emanze – die Frau in der Gesellschaft“. Titel, die recht populär sind und sich seit einigen Jahren in den Bücherregalen halten. Ein Thema, das interessiert und sich gut verkauft.

Das Thema „Frau“ ist gesellschaftlich in aller Munde: durch Debatten über den Krippenausbau, die baldige Rückkehr in den Beruf, Karriere, Schönheit, Schlankeheit.

Auch wir haben uns Gedanken zum Thema „Frau“ gemacht. Wir sind zwei verheiratete Frauen mit Kindern im Kindergartenalter. Unser Leben dreht sich im Moment um Partnerschaft, Kindererziehung, und Wiedereinstieg in den Beruf. Deshalb haben wir in unserem Text hier Schwerpunkte gesetzt.

Was macht Frausein aus christlicher Sicht aus?

In den vergangenen Jahrzehnten wurden von den Medien immer wieder Versuche gestartet die Menschen davon zu überzeugen, dass Mann und Frau völlig gleich seien. Sie würden nur unterschiedlich erzogen, so dass am Ende zwei unterschiedliche Menschentypen herauskämen.

Die französische Philosophin Simone de Beauvoir vertrat z.B. die Meinung: „Als Frau wird man nicht geboren – man wird dazu erzogen!“

Inzwischen hat die Wissenschaft neue Erkenntnisse erworben, die von den Medien oder der Wirtschaft auch kräftig genutzt werden, um uns in unserer männlichen oder frauichen Art anzusprechen.

- *Wir brauchen zwei neue Matratzen und sind in einem Bettengeschäft zum Auswählen. Nach dem wir in verschiedenen Betten Probe gelegen hatten, wandte sich der Verkäufer zuerst an meinen Mann und fragte nach den Maßen des Bettes. Anschließend wandte er sich an mich und fragte: „Auf welcher Matratze fühlen sie sich denn wohler? Das Beste ist dabei das Bauchgefühl entscheiden zu lassen.“*

Man kann heute an jedem einzelnen Haar, an jeder Hautzelle erkennen, ob es sich um einen Mann oder eine Frau handelt. Das heißt: jeder von uns ist bis in die Haarspitzen hinein von Gott männlich oder weiblich erschaffen und damit von Grund auf unterschiedlich.

Gott hat den Menschen als Mann und Frau erschaffen. Er will den ganzen Menschen, der als Zweieinheit von Frau und Mann Welt, Kirche und Gesellschaft gestaltet. Jeder Mensch trägt Männliches und Frauliches in sich. Pater Kantenich sagte von sich selber, dass er viel „Frauliches“ in sich habe. Jeder Mensch ist darauf angelegt beide Pole in sich zu vereinbaren und aus dieser Ergänzung heraus zu leben. Pater Kantenich nennt das Wesen des Mannes „priesterliche Väterlichkeit“, und das der Frau „priesterliche Mütterlichkeit“. Beide sollen zusammen, da sie durch das Ehesakrament besonders mit Christus verbunden sind, in seinem Auftrag „selbstlos dem Leben dienen“, das ihnen anvertraut ist.

Gibt es dann überhaupt einen Unterschied in der Geschlechterrolle? Obwohl im Wesen des Menschen die Ergänzung von männlicher und fraulicher Art von Grund auf angelegt ist, beobachtet man in weiten Bereichen der Gesellschaft eine überwiegend männliche Prägung. Funktionales, Ergebnisorientiertes, auf die Sache hingearbeitetes Denken steht in Wirtschaft oder Politik oftmals im Vordergrund. Frauen achten vermehrt auf innere Vorgänge, auf Beziehungen und Gefühle. Intuitiv erfassen sie Situationen schneller und können sie einordnen, besonders dann, wenn Emotionen eine Rolle spielen.

Ursprünglich sucht frauliches Denken das seelische Ineinander. Es geht um originelles Wachstum des Lebens. So ist in den unterschiedlichen Bereichen von Wirtschaft und Gesellschaft die Frau als beseelendes Prinzip gefragt.

- *Von Bekannten, die einen Handwerksbetrieb führen, wissen wir, dass der Mann zu Mitarbeiter- oder Bewerbungsgesprächen immer seine Frau dazu bittet. Es ist ihm wichtig anschließend mit ihr über die Themen und Personen ins Gespräch zu kommen. Er betont immer wieder, wie bereichernd und manchmal klärend die Sichtweise seiner Frau für ihn ist. Oft kommen im anschließenden Paargespräch Gesichtspunkte zur Sprache, die für die spätere betriebliche Entscheidung ausschlaggebend sind.*

In der Vergangenheit waren Ansätze solch gegenseitiger Ergänzung wohl schon realer, als wir es heute in vielen Teilen der Gesellschaft erleben. Pater Beller spricht davon, wie die Frau des Bauern nicht nur seine Frau und Mutter seiner Kinder war, sondern zu gleichen Teilen auch Bäuerin, und weibliche Chefin des Hofes. In Zweieinheit wurde der Betrieb geleitet, wurden Schwierigkeiten überwunden und Familie gelebt. Mit der Industrialisierung ging vieles davon verloren. Der Mann ging zur Arbeit außer Haus und die Frau hatte weniger Möglichkeiten, an Arbeitsabläufen, Innovationen, Problemen, die den Alltag des Mannes betrafen, teilzunehmen und sich einzubringen. Die Frau verlor ihren Platz an der Seite ihres Mannes und wurde in ihrem Tätigkeitsbereich auf Haushalt und Familie beschnitten. Die wesenhafte Ergänzung und tiefe seelische Nähe von Mann und Frau ging verloren. Politik und Wirtschaft wurden einseitig von Männern dominiert. Das Bild der Zweieinheit von Mann und Frau, das in der Vergangenheit Jahrhunderte lang gelebt wurde, ist in unserer Zeit in Welt und Kirche nicht gegeben.

Pater Kantenich meint dazu: „Was ist das Erstrebenswerte? Nicht die Ablösungs-, sondern die Ergänzungstheorie. Gott hat den Menschen als Mann und Frau erschaffen. ER hat die Idee Mensch nicht nur in einem Typ verwirklichen wollen, er hat vielmehr zwei Typen zu ihrer Darstellung geschaffen. Die volle Idee des Menschen ist erst in Mann und Frau verkörpert.“²⁰ Er beschreibt die Sendung von Mann und Frau als Zweieinheit. Mann und Frau

²⁰ Das Katholische Eheideal. Eine Textsammlung von P. Kantenich, hrsg. von P. Heinrich Hug.

sind also nicht auf Gleichheit hin angelegt, sondern auf Unterschiedlichkeit und damit auf Ergänzung.

So sehe ich auch *meine* Berufung als Frau. Ich sehe mich als ein selbstständiges Element, unersetzbare Hälfte eines großen Ganzen.

Die Bibel spricht in diesem Zusammenhang vom Bild, ja sogar Abbild.

„Dann sprach Gott: Lasst uns Menschen machen, als unser Abbild. Uns ähnlich. ...Gott schuf also den Menschen als sein Abbild; als Abbild Gottes schuf er ihn. Als Mann und Frau schuf er sie“ (Gen 1, 26).

Mann und Frau zusammen sind Gottes Abbild. Eine Einheit, die sich aus zwei Einzelnen zusammensetzt. Gott selbst hat uns in seiner Schöpfung so verankert, dass wir in der Ergänzung von Mann und Frau sein Ebenbild sein dürfen. Erst in dieser Zweieinheit sind wir ganz und vollkommen Mensch, so wie es Gott für uns in unserem Leben als Paar vorgesehen hat.

Mein Mann ist ein leidenschaftlicher Gärtner. In unserem Garten haben wir verschiedenes Gemüse angebaut. Zwiebeln und Karotten wachsen in der Monokultur ganz gut. Karotten haben die Eigenschaft Stoffe aufzunehmen, mit denen sie über die Wurzeln den Boden anreichern. Zwiebeln profitieren von diesem Stoff.

Zwiebeln selbst halten durch ihre Duftstoffe Schädlinge ab, die gerne Karotten befallen. In der Mischkultur gewinnt die eine Art durch die andere.

Eigentlich ist jede Sorte für sich allein lebens- und wachstumsfähig, bringt Frucht. Aber gemeinsam können sie sich besser entwickeln, da sie von der Art des anderen profitieren, diese nutzen. Seit wir davon wissen gilt in unserem Garten: die zwei gehören zusammen!

In meiner Beziehung bringe ich mich als Frau mit meiner Art ein und darf dadurch mein Gegenüber bereichern und ergänzen. Wir profitieren von der jeweils anderen Art des Partners. Ich bekomme vom anderen etwas, das ich nicht erwerben oder machen kann. Wir ergänzen einander zur Fülle des Menschseins.

- *Eine befreundete Familie lässt diese Ergänzung ganz praktisch werden:*

In dieser Familie ist der Brauch entstanden die Wohnung der Jahreszeit gemäß auszugestalten. Ob in der Faschingszeit oder im Advent, ob im Herbst oder zu Ostern, in der Wohnung finden sich immer besonders gestaltete Elemente, die auf die entsprechende Zeit oder ein besonderes Fest verweisen. Über einen sehr hübsch angelegten Adventsweg haben wir bei einem Besuch besonders gestaunt. Da war ein ganzes Element des Wohnzimmerregals frei geräumt worden. Wo sonst die Stereoanlage ihren Platz hatte, stand nun ein schöner Holzstall. Zu dem Stall führte ein Weg durch eine Mooslandschaft, mit kleinen „Tannenzapfenbäumen“, vorbei an Steinen, kleinen Grotten und über eine Brücke bis hin zum Stall. Der sah besonders künstlerisch aus. Auf die Frage, wie sie das denn alles so toll hingekriegt haben, antwortete die Mutter: Weißt du, wir haben da schon Übung drin. Ich denke mir immer die Dekoration und alles was mit der Gestaltung zu tun hat aus und mein Mann macht dann die Ausführung. Allein könnte ich das gar nicht. Aber zusammen wird es immer ganz schön.

- *In einer anderen Familie stand ein Umzug an. Die Familie suchte dringend eine neue Wohnung. An einem Abend kam der Mann ganz begeistert von einer Wohnungsbesichtigung nach Hause. Seiner Meinung nach hatte er die passende Wohnung für ihre Bedürfnisse gefunden. Nun wollte er gleich am nächsten Tag seiner Frau die Wohnung zeigen, um dann mit ihrem Einverständnis den Mietvertrag zu unterschreiben. Auf der Fahrt*

zur neuen Wohnung beschrieb er ihr ausführlich die Aufteilung der Zimmer, die Vorzüge der neu eingebauten Heizung. Über den Preis brauchte er gar nicht zu reden, denn der war wirklich in Ordnung. In der neuen Wohnung angekommen führte er sie begeistert durch alle Zimmer, beschrieb seine Vorstellungen wie sie sich einrichten könnten, wies auf die Vorzüge der gut abgedichteten Fenster hin... Bei der Rückfahrt war die Frau recht still. Sie konnte die Begeisterung ihres Mannes nicht teilen: „Weißt du, die große Straße, die direkt am Garten vorbeiführt macht mir etwas Angst. Da können die Kinder nie unbeaufsichtigt spielen. Da kann viel zu viel passieren. Die Hecke ist auch nicht vollständig um den Garten gewachsen. Wenn da nur ein Ball auf die Straße rollt und ein Kind hinterher rennt. Die Straße ist ja dicht befahren.“ Die Frau hatte nicht allein die Wohnung, sondern auch das Umfeld im Blick. Unter diesem Aspekt entwickelte sich bei den beiden die Entscheidung, dass die Familie eine andere Wohnung braucht.

- Eine Familie erzählt uns, dass das gemeinsame Spiel mit den Kindern für die Eltern immer wieder zum Diskussionsthema wird. Sitzt die Familie gemütlich bei einem Gesellschaftsspiel um den Tisch, lässt die Mutter die Kinder öfters absichtlich gewinnen. Der Vater findet das nicht gut. Er möchte die Kinder gesellschaftsfähig machen, sie auf den späteren Wettbewerb in der Schule oder dann der Arbeitswelt vorbereiten. Auch die Kinder sollen lernen sich an Spielregeln zu halten, oder auch einmal der Verlierer zu sein.

Durch die Ergänzung von Mama und Papa profitieren und lernen die Kinder von der jeweils anderen Art.

Pater Kantenich spricht in seiner Ehepädagogik von den fünf Ehekreuzen²¹. Das erste Ehekreuz ist für ihn: „die Schwächen der Eheleute, die sie miteinander und aneinander tragen“. In diesem Zusammenhang erwähnt er die „kleinen Tugenden“ von Franz von Sales. Hier heißt es: „Einer trage die Last des andern, und so erfüllt ihr das Gebot des Herrn“. Damit ist das Sich-Einfühlen in die Schwächen des anderen gemeint; das Mitgehen und Durchtragen der Schwächen des anderen. Die „kleinen Tugenden“ stellen eine große Herausforderung an mich dar. Gleichzeitig finde ich sie auch sehr wertvoll, da sie die Liebe zum Partner fördern können.

Es kommt auf die Betrachtungsweise an, auch im Hinblick auf das Erleben unserer persönlichen Schwächen. Pater Kantenich hat dazu den Begriff: „emporbildendes Verstehen“ benutzt.

Ich möchte meinen Partner mit einem Wohlwollensvorschuss betrachten und das Gute in ihm und seiner persönlichen Art sehen. Ich glaube an ihn und richte den Blick auf sein Bemühen und unsere Liebe. Ich versuche immer wieder neu barmherzig auf die Schwächen meines Partners zu schauen und versuche ihn in seiner Schwäche zu verstehen und darüber hinaus zu sehen.

- Ein Ehepaar hat sich über mehrere Monate den Vorsatz gefasst, einander jeden Abend etwas Schönes zu sagen, etwas, das man am Partner mag und schätzt. Die ersten zwei Wochen war der Vorsatz leichtes Brot. Jeden Abend vor dem zu Bett gehen erzählten sie einander, was sie am Anderen Positives entdeckt hatten: „Ich freue mich, wenn du manchmal die Kerze ins Fenster stellst, wie du den Salat anmachst!“ oder „Danke, dass du mir heute das Auto frei gekratzt hast!“ Nach weiteren zwei Wochen wurde es schon schwie-

²¹ P. Kantenich, „Am Montagabend...“, Band 3, Seite 231f, Schönstatt-Verlag.

riger. Da muss man dann schon gut überlegen oder genau hinschauen, damit nicht nur die Schwächen und Kleinigkeiten, über die man sich aufregt, in Erinnerung kommen.

- *Es ist wohltuend zu erleben, wenn Frau und Mann Streit hatten und der Mann trotzdem sein Versprechen einhält bei verschiedenen Erledigungen dabei zu sein. Er weiß, dass es seiner Frau gut tut, wenn er dabei ist.*

- *Am Anfang unserer Beziehung ist es mir nicht gerade leicht gefallen meinen Partner mit ausgiebigen Gesten im Gottesdienst beten zu sehen. Meine Gebetsart ist eher introvertiert. Mittlerweile habe ich erkannt, dass ihm dies jedoch sehr wichtig ist und dass es einfach zu ihm gehört. Jetzt kann ich auch besser damit umgehen.*

Natürlich schaffe ich es nicht immer, dem anderen diese Haltung, diesen Blick entgegen zu bringen. Manches, das mich an der Art meines Mannes ärgert und aufregt, hat mir der liebe Gott mit in unsere Ehe gegeben: nicht damit ich es am Partner ändere, sondern, dass wir innerlich dadurch wachsen. Im Paargespräch kann ich meinen Mann fragen: Was kann ich in meinem Verhalten tun, damit du dich in deiner Art bei mir wohlfühlst? Dabei merke ich: das Opfer, das ich für den anderen bringe, damit er sein Bedürfnisse erfüllt bekommt, lässt mich in der Liebe wachsen.

Wenn ich mich wieder einmal über das Geschirr in der Spüle oder die liegen gelassenen Socken ärgere, versuche ich mir vor Augen zu halten:

Deine Schwäche ist für mich die Möglichkeit seelisch zu wachsen. Durch dich und deine Art kann ich barmherziger, geduldiger, ordentlicher... werden. Du gibst mir immer wieder eine Trainingsmöglichkeit dazu. Dann tut die Schwäche nicht mehr so weh. Pater Kentenich hat Ehepaaren oft ein Stoßgebet mit auf den Weg gegeben:

„Sei hochgelobt in Ewigkeit,
du Mittel meiner Heiligkeit.“

Ich beobachte, dass sich viele Frauen in meinem Umfeld als Einzelkämpferinnen fühlen. Sie vermissen Verständnis und Unterstützung sowohl vom eigenen Partner als auch von ihrer nächsten Umgebung. Das Alltagsgefühl vieler Frauen ist von ganz unterschiedlichen Anforderungen geprägt, denen ich gar nicht gerecht werden kann. Als Frau soll man mehrmals täglich in ganz unterschiedliche Rollen schlüpfen, die sich voneinander abgrenzen: Morgens bin ich Mutter, soll die Kinder wecken, auf den Weg zur Schule und Kindergarten bringen. Anschließend als Berufstätige pünktlich und leistungsfähig meine Frau stehen. Und am Abend als gute Hausfrau ein feines Abendessen auf den Tisch bringen. Diese unterschiedlichen Tageswelten überlappen sich selten, so dass ich als Frau gezwungen bin, ständig in andere Rollen zu schlüpfen und den Erwartungen zu entsprechen.

- *Letztens kamen wir mit einer Frau aus dem Bekanntenkreis ins Gespräch. Nachdem wir erst oberflächlich über dies und jenes redeten, klagte sie plötzlich darüber, wie viel Stress zur Zeit in der Familie herrscht. Nach ihrer Halbtags-Arbeit im Büro warten die Kinder zu Hause schon auf das Mittagessen, das sie dann schnell aufwärmt. Am Nachmittag betätigt sie sich vorwiegend als Chauffeur ihrer drei Kinder. Julian muss zum Fußballtraining gebracht werden, dann schnell an der Ballettschule vorbeifahren, um Sarah abzuholen. Carina, die Kleinste, soll zum Kindergeburtstag, und die Bücher sind längst überfällig und müssen in der Mediathek abgegeben werden. Nach einem Abendessen, bei dem selten alle*

gemeinsam um den Tisch sitzen, steht dann z. B. die Elternbeiratsitzung an, während ihr Mann sich im Sport mit Freunden trifft. Neulich war dann einmal ein Abend, an dem kein Termin im Kalender stand. Ein freier Abend. Die Kinder waren im Bett oder in ihren Zimmern und das Ehepaar setzte sich zu einem gemütlichen Abend auf den Balkon. Und dann war es erst mal still. Jeder ging seinen Gedanken nach. Und sie erzählte: „Nach 10 Minuten stellten wir erschrocken fest, dass wir gar nicht mehr wissen, was wir miteinander reden sollen. Da war nichts Gemeinsames da. In den letzten Monaten hatten wir nur nebeneinander her gelebt.“ Aus diesen Worten sprach so viel Enttäuschung, das Gefühl alleingelassen zu sein.

Als Mutter nehme ich mir das Recht, in einer Rolle zu bleiben und diese mit meinem ganzen Sein auszufüllen. Muttersein hat ganz ursprünglich mit „Sein“ zu tun. Einfach für meine Familie, für mein Kind da sein. Abends kann ich vielleicht gar nicht genau sagen, was ich eigentlich den Tag über gemacht habe. Ich kann nichts vor-, auf kein sichtbares Ergebnis hinweisen. Wenn mein Mann am Abend von der Arbeit nach Hause kommt, sieht es vielleicht noch genau so aus wie am Morgen, als er ins Büro ging... Also, was tut eine Mutter und Hausfrau den ganzen Tag?

Das ist schwer zu beschreiben und als Mutter hat man am Abend manchmal selbst das Gefühl am heutigen Tag eigentlich nichts „Richtiges“ gemacht zu haben. Weil sichtbare Ergebnisse in unserer Gesellschaft scheinbar mehr zählen als unsichtbare Prozesse, zähle ich immer die Marmeladegläser, die ich im Sommer nach einem Erntetag eingekocht habe. Da steht dann ein sichtbares Ergebnis auf der Arbeitsfläche in der Küche. Muttersein hat viel mit einfachem Da-Sein, Für-Sein, Dazwischen-Sein zu tun. Da kann man keine Ergebnisse messen.

Das „Da-Sein“ der Mutter spürt mein Kind, wenn es mir sagt: „Mama bei dir ist es gemütlich“.

Pater Kentenich sieht in der Arbeit, die mich fordert, aber nicht überfordert, eine Glücks- oder Kraftquelle, einen Weg, über den ich Gott näher kommen kann. Er sagt: „Arbeit ist Teilnahme an der schöpferischen und sich verschenkenden Tätigkeit Gottes.“ Indem ich arbeite, darf ich etwas von dem erfahren, wie Gott ist. Die Arbeit setzt sich also zusammen aus einem schöpferischen und einem sich verschenkenden Teil. Pater Kentenich stellt beide Elemente gleichwertig nebeneinander. In Familien übernimmt oft der Vater den schöpferischen Teil und die Mutter das sich verschenkende Element. Das Schöne liegt in der gegenseitigen Ergänzung. Wenn wir in Liebe verbunden einander in unseren Aufgaben und unserer Arbeit ergänzen, dann sind wir Abbild Gottes. Wenn wir uns als Partner immer wieder bemühen darauf zu achten, was der andere tut, und diese Arbeit hochschätzen, dann bekommt auch das Da-Sein einer Mutter und Hausfrau einen eigenen Stellenwert und ist unersetzbar.

Ich fühle mich als Teil eines Teams, in dem ich meine Rolle, meinen Platz habe, den ich mit meinem Sein ausfüllen darf, ohne immer wieder in unterschiedliche Rollen schlüpfen zu müssen.

Gedanklich lade ich Sie nochmals in unseren Garten ein, den mit den Zwiebeln und Karotten. Unser Garten liegt direkt am Kocher. Immer wieder dürfen wir dort Kanufahrer beobachten. Bei Zweier-Kanus durften wir schon oft erleben, dass Teamverhalten für die beiden Kanuten das A und O ist. Der Vordermann hat die optimale Sicht auf alles, was der Flusslauf mit sich bringt: ob Äste im Wasser liegen, ob große Steinbrocken die Gefahr auf-

zusitzen bergen oder ob sich „Gegenverkehr“ ankündigt. Der Hintermann verhilft durch seine gezielten Paddelschläge das Kanu in genau der richtigen Richtung zu halten.

Die beiden haben nur eine Chance, die Kanufahrt trocken zu überstehen, wenn sie miteinander reagieren und im Team unterwegs sind. Bei größeren Touren gilt es gemeinsam die Kräfte einzuteilen und miteinander die Entscheidung über die Länge der Tagesstrecke zu fällen.

Auch ich als Ehefrau sitze mit meinem Mann in einem Boot. Als Team entscheide ich mit meinem Mann, ob wir mit dem Strom oder gegen den Strom paddeln.

Wir unterstützen uns gegenseitig bei unseren Aufgaben, damit wir Kräfte sparend im Alltag vorankommen. Bei unvorhergesehenen Strömungen vertrauen wir auf den anderen.

- *Bei einer Familie ist die Frau ehrenamtlich sehr aktiv. Oft wird sie von der Schule oder von der Frauengruppe der Gemeinde angefragt bei einer Veranstaltung ein Element zu übernehmen. Z.B. beim Schulfest einen Flohmarkt zu organisieren oder beim nächsten Frauenfrühstück den thematischen Teil zu übernehmen. Mittlerweile endet jede Anfrage, die sie bekommt, mit dem Satz: „Ja, ich weiß, du willst dich erst mit deinem Mann besprechen. Ruf mich doch dann zurück, wenn ihr euch entschieden habt.“*

- *Von einem anderen Ehepaar wissen wir, dass es ihnen wichtig ist, auch in Alltagskleinigkeiten voneinander und übereinander Bescheid zu wissen. Manchmal ist es nicht möglich, sich schon morgens über alle Termine des Tages auszutauschen. Wenn der Mann nach Hause kommt und seine Frau gerade unterwegs ist, findet er immer wieder mal einen Zettel vor, auf dem ihm eine kleine Nachricht seiner Frau zukommt. Darauf ist z. B. vermerkt, wo sie gerade ist, was sie macht oder wann sie nach Hause kommt.*

- *Ich habe das Glück, dass mein Mann einigermaßen flexibel seine Arbeitszeit gestalten kann. So ist es uns beiden mittlerweile wichtig, dass bei Elterngesprächen im Kindergarten oder bei Facharztbesuchen des Kindes der Mann öfters dabei ist. Er hat dadurch die Möglichkeit sich selbst ein Bild machen zu können und mir seine Ansicht im gemeinsamen Austausch mit zu teilen. Wir haben dadurch beide das Gefühl für unser Kind da zu sein.*

- *Wir sind ein Team, wir gehören zusammen, zeigt ein anderes Ehepaar auf ganz besondere Weise: Bei einem Gottesdienst hat der Mann in einer der ersten Bankreihen Platz genommen. Seine Frau kommt etwas später, der Gottesdienst hat schon begonnen. Sie bleibt hinten stehen. Zum Friedensgruß schaut sich der Mann um, sieht seine Frau hinten stehen und geht aus der Bank auf seine Frau zu, bevor er jemand anderem den Friedensgruß reicht.*

Auf uns strömt jeden Tag Vieles ein. Bekannte, Arbeitskollegen kommentieren oder hinterfragen das was wir tun, wofür wir uns entscheiden. Als „Schönstattmütter“ wollen wir unseren eigenen Weg gehen – einen Weg im Liebesbündnis.

Das Liebesbündnis mit der Gottesmutter ist der wichtigste Bestandteil der Spiritualität Pater Kentenichs. Er sieht hierin einen „Herzensaustausch und Liebesaustausch“.²²

Jeder der beiden Partner, Gottesmutter und ich, spricht ein „Ja“ zum anderen.

²² P. Kentenich, „Am Montagabend...“, Band 1, S.120f, Schönstattverlag.

Das „Ja“ der Gottesmutter bedeutet für P. Kentenich ein „persönliches Ja zu meiner Person, so wie ich bin“.²³ Mein „Ja“ bedeutet kindliches Vertrauen und Opferbereitschaft.

Für mich als Mutter stellt das Liebesbündnis ein wichtiges Mittel dar, gerade auch in der Kindererziehung, es hilft mir loszulassen. Ich bin nicht für alles verantwortlich, ich tue meinen Beitrag, jemand anderes tut auch seinen Teil dazu.

Jesus erlebte Mutterliebe durch Maria und konnte dadurch seine Gottesbeziehung zum Vater aufbauen. Wenn wir Eltern mit Gott leben, wenn wir Mütter aus dem Liebesbündnis leben, prägt sich das in die Seele des Kindes ein.

Ein kleines Kind nimmt auf menschlicher Ebene wahr: meine Eltern kümmern sich um mich. Ich kann zu ihnen kommen, wenn ich Hunger habe, wenn mich etwas freut oder ich traurig bin. Aufbauend auf dieser Erfahrung ist es nicht schwer daran zu glauben: auch Gott kümmert sich um mich. Gott möchte seine Liebe erfahrbar machen durch Menschen. Er überträgt etwas von seinen Eigenschaften auf väterliche und mütterliche Menschen. Darauf vertraue ich auch in meinem Alltag, gerade in Situationen in denen ich hilflos bin, unsicher, wie ich gerade auf den kleinen Trotzkopf vor mir reagieren soll.

Inzwischen ist jedem erwachsenen Deutschen klar, dass die demografische Entwicklung unseres Volkes äußerst bedenklich ist. Trotz aller politischen Versuche Familien zu fördern, Eltern finanziell zu entlasten ist das gesellschaftliche Klima immer noch als Kinder unfreundlich zu verspüren.

▪ *Bei einem Familiennachmittag im Rahmen der Kommunionvorbereitung stellte sich eine Familie mit fünf Kindern vor. Als der Jüngste alle Geschwister mit Namen aufzählte, ging ein Raunen durch den Saal – das Raunen, die Atmosphäre, die im Raum stand war nicht positiv.*

Für viele Menschen unseres Landes ist es suspekt, unverständlich oder aus ihrer Sicht sogar unverantwortlich mehr als zwei Kinder zu haben. Großfamilien werden belächelt oder gelten als asozial.

Pater Kentenich sagt: „Mein Kind – die vorzüglichste Kapitalanlage Gottes“. Früher, als Schwangerschaft und Geburt eines Kindes komplizierter und die medizinischen Möglichkeiten noch nicht so entwickelt waren, galt ein Kind als Geschenk. Heute muss man sich fast rechtfertigen, wenn das eigene Kind nicht so bald als möglich ins Kinderhaus gegeben wird und man selbst den Beruf nicht wieder aufnimmt.

Ich denke, P. Kentenich geht es in seinem Vortrag: „Kind - Kapitalanlage Gottes“²⁴ um eine Grundhaltung gegenüber dem Kind. Ich denke man muss die Aussagen Pater Kentenichs immer auch im Zusammenhang mit der jeweiligen Situation der Familie sehen.

Für manche Frauen ist es wichtig, während der Elternzeit stundenweise arbeiten zu gehen. Gründe könnten hier sein: im Beruf drin bleiben, soziale Kontakte aufrechtzuerhalten, Abwechslung und Anerkennung. Es kommt auch immer auf die finanzielle Situation der Familie an.

Muttersein wird gesellschaftlich nicht als eigenständiger, geachteter Beruf anerkannt, sondern stellt einen Begleitzustand zum sonstigen Leben mit Partnerschaft, Arbeitswelt und sozialem Engagement dar.

²³ P. Kentenich, „Am Montagabend...“, Band 1, S.121, Schönstattverlag.

²⁴ P. Kentenich, „Familie Dienst am Leben, Einkehrtage für Familien USA 1953“, S.159f, Institut der Schönstattfamilien, Vallendar-Schönstatt.

Wir wissen: Kinder brauchen verlässliche Bindungen, um ihre Persönlichkeit auszubilden, einen eigenen Charakter zu entwickeln. Sie brauchen Mütter und Väter, die ihnen zeigen: so wie du bist, bist du geliebt. Du bist ein wunderbares Geschenk für uns. Kinder brauchen den geschützten Raum der Familie um Werte wie Liebe, Treue, Verlässlichkeit, Wahrhaftigkeit... zu erleben und in sich selbst wachsen zu lassen. Wo Kinder nicht Würde und Angenommensein erfahren, werden sie aggressiv oder antriebslos.

Gott hat uns unser Kind geschenkt und anvertraut. Er hat viele Fähigkeiten in es hineingelegt. Es ist einzigartig. Ich empfinde es als Ehre und Auszeichnung, mein Kind mit seinen Fähigkeiten, seiner Persönlichkeit immer besser kennenzulernen, ihm nahe bleiben zu dürfen, mit ihm Alltagsfreuden zu teilen und ihm in großen und kleinen Sorgen zur Seite stehen zu dürfen. Ich schenke meinem Kind Zärtlichkeit und Führung. Das ist manchmal sehr anstrengend und kostet viel Geduld. Ich komme dabei an meine Grenzen. Aber ich darf auch Großes in mir selbst und an meinem Kind erfahren und entdecken.

Ich bin überzeugt davon, Gott hat uns füreinander ausgesucht und vorgesehen. Er hat uns die Gabe der Elternschaft geschenkt. Für unser Kind sind wir die besten Eltern. Er hat jeden unserer Familie so geschaffen, dass wir und nur wir füreinander und miteinander in bestmöglicher Form leben können. Er hat vieles in meiner Art so angelegt, dass ich gerade dieses Kind verstehen, ihm dienen und mich durch es auch erziehen lassen und weiterentwickeln kann. Und da das so ist, ist es mir wichtig mein Kind möglichst weitgehend selbst zu erziehen, viel Zeit mit ihm zu verbringen, ihm meine Werte vorzuleben, in ihm die Wahrnehmung für das Gute zu schärfen, mit ihm zu lachen, zu spielen... das Leben zu erlernen. Ich kann mein Kind viel besser beobachten und auf seine Bedürfnisse schauen, mit meinem Mann darüber reden und gemeinsam entscheiden, wie wir darauf eingehen. Unser Kind darf bei uns eine Beheimatung erleben, die es stark macht.

Ein Beduine und ein Forscher haben sich in der Wüste verirrt. Sie übermachten im Zelt. Am Morgen tritt der Beduine vor das Zelt und verrichtet sein Gebet. Kopfschüttelnd betrachtet ihn der Forscher: „Du verschwendest deine Zeit. Noch niemand konnte die Existenz Gottes beweisen.“ Am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang ruft der Forscher voller Begeisterung: „Wir sind gerettet! Schau, heute Nacht kam eine Karawane hier vorbei. Ihre Spur führt uns zur nächsten Oase.“ Während die Sonne sich glutrot über den Horizont schiebt, schaut der Beduine ihn verwundert an: „Wie kannst du anhand dieser Abdrücke in der Erde an eine Karawane glauben, wenn du trotz all der Spuren Gottes in der Welt seine Existenz anzweifelst? Siehst du nicht die Spuren Gottes in unserer Welt?“

Jeder Mensch ist so eine Spur Gottes. Ganz besonders mein Partner und unsere Kinder.

So wie mein Partner mich gern hat, mich liebt, so darf ich mir vorstellen, dass Gott uns liebt: - so fein – so zärtlich – so voller Wärme –

Gott schenkt mir einen Partner und meine Kinder, damit ich SEINE Liebe sinnhaft erleben kann. Mein Partner als Spur Gottes in meinem Leben. Er ist ja ein originelles Abbild Gottes (vgl. Gen 1,26).

Wenn ich meinen Partner anschau, seine liebenswerten Seiten im Blick habe und das was unser Miteinander im Alltag manchmal schwer macht, dann darf ich sagen: wir sind Gottes bester Einfall.

Durch meinen Partner und unsere Kinder können wir erst so leben, wie es sich Gott für uns vorgestellt hat. Ohne meinen Partner kann ich weder meine Berufung leben, noch kann

ich Gott auf die Art und Weise erfahren, wie es mir mein Partner und meine Kinder ermöglichen. Erst durch die Ergänzung meines Partners werde ich ganz und heil, darf ich SEINE Idee leben.

KLÄRE SCHMITZ

DIE ROLLE DER ALLEINERZIEHENDEN FRAU UM 1900 IN DEUTSCHLAND

KATHARINA KENTENICH WAR EINE VON IHNEN

Die Autorin: Kläre Schmitz war Grundschullehrerin in Gymnich. Der Artikel geht auf den Festvortrag bei der Feier des 125. Geburtstags Pater Joseph Kentenichs in Gymnich zurück.

Zur allgemeinen Situation der Frauen um die Jahrhundertwende

Die Jahre vor und nach 1900 sind eine Zeitspanne von Veränderung, Entwicklung und Modernisierung. In Deutschland hatte ein wirtschaftlicher Aufschwung eingesetzt. Damit wandelten sich die Produktions- und Arbeitsbedingungen. Diese Entwicklungen wurden als bedrohlich empfunden und die Sittlichkeit währte man in höchster Gefahr.

Für die Frauen waren dies aufregende und bewegende Jahrzehnte. Es herrschten noch große Ungleichheiten zwischen Mann und Frau. Der Mann galt als der Versorger der Familie, er war der strenge Vater und das Familienoberhaupt. Ihm wurden Eigenschaften wie männliche Aktivität, Energie, Willenskraft und Stärke zugesprochen. Die Frau hingegen galt als treusorgende Ehefrau und Mutter. Ihre Eigenschaften bestanden aus Passivität, Schwäche, Bescheidenheit, Geduld und Nachgiebigkeit. Sie hatte sich um die drei „K's“ zu kümmern, um Kirche, Küche, Kinder.

Bei der Betrachtung des Frauenbildes um die Jahrhundertwende muss aber deutlich zwischen den sozialen Schichten differenziert werden. Wenn die Töchter in den oberen bürgerlichen Kreisen verheiratet worden waren, wurden ihnen vielfach zur Entlastung Dienstboten zur Seite gestellt. Auf Grund dieses „weiblichen Gesindes“ und der Industrialisierung und Technisierung wurde dieser Schicht wachsender kultureller Freiraum und Freizeit zuteil. Aber - an das elterliche Haus gebunden - gewährte ihnen das verhältnismäßig große Potential an freier Zeit kaum Anregungen und Möglichkeiten zur Selbstverwirklichung. Ihre geistigen Anlagen mussten oft verkümmern. Eine Frau soll ihre Talente in der Familie und im Haus entfalten, war die öffentliche Meinung. Mitspracherecht in Gesellschaft und Kirche war im Prinzip für Frauen tabu, ebenso Berufstätigkeit und Studium.

Es gab zwar schon Schulen für beide Geschlechter. Aber auch hier waren geschlechtsspezifische Unterschiede erkennbar. Während die Jungen den Turnunterricht besuchen mussten, war er den Mädchen verboten. Sie bekamen stattdessen Unterricht in „weiblichen Handarbeiten“, was nach einigen Jahren um „Strick- und Nähunterricht“ erweitert wurde. Es wurde jedenfalls Wert darauf gelegt, alltägliche Dinge wie Stopfen, Nähen oder Strümpfe stricken zu lehren als Vorbereitung auf die Ehe. Ein Abitur abzulegen war den Mädchen bis 1908 untersagt, zumindest in Preußen.

Erst zu Beginn des 20. Jh. stieg dann die Zahl der beruflich ausgebildeten Frauen in diesen Kreisen. Sie hatten unter anderem die Möglichkeit Lehrerin oder Kindergärtnerin zu werden. Da aber weibliche Berufstätigkeit strikt auf die Zeit vor der Ehe beschränkt war,

etablierte sich die Anrede „Fräulein“. Das „Fräulein Rottenmeier“ aus Johanna Spyris Heidi ist eine bekannte Vertreterin des Typus „Fräulein Lehrerin“. Wollte eine berufstätige Lehrerin oder Kindergärtnerin im Laufe ihres Lebens einmal heiraten, musste sie ihren Beruf opfern. Erst 1919 wurde dieses Verbot zögernd aufgegeben. Das Recht, ihren Frauen Erwerbstätigkeit zu untersagen, hatten in Deutschland Ehemänner noch bis 1957.

Anders war die Situation der Frauen auf dem Dorf. Bis ins 20. Jahrhundert hinein übten diese normalerweise keinen eigenen Beruf aus, sie waren „mithelfende Familienangehörige“. In Landwirtschafts- und Handwerksbetrieben war jede Hilfe eine Notwendigkeit und unumgänglich. Aus diesem Grunde wurde ein Gesetz erlassen, das die Frauen dazu verpflichtete, im Betrieb des Mannes mit zu arbeiten. Neben Haushalt und Kinderbetreuung unterstützten sie also ihre Männer. Der normale Arbeitstag ging über 12 – 14 Stunden. Als Arbeitskraft war die Frau ihrem Mann ebenbürtig. In ihren Aufgabenbereich fiel etwa die Hälfte aller Arbeiten; daneben stand sie auch durchaus ihren „Mann“ bei schwerer körperlicher Männerarbeit wie beim Dreschen.

Die Arbeiterschaft in dieser Zeit war größtenteils abhängig davon, dass ihr die heranwachsende Industrie Arbeit und Brot gab. Weil der Lohn des Familienvaters oft nicht für die Ernährung seiner Familie ausreichte, mussten häufig auch Kinder und Frauen in Fabriken zu einem Hungerlohn arbeiten. Je ärmlicher die Verhältnisse waren, desto größer die Notwendigkeit. Manche Frauen gingen auch in häuslichen Dienst, wo sie zum Teil ausgebeutet oder so nebenbei als sexuelle Beute geschätzt wurden. Die Moral hörte an der Klassen-schranke auf.

Bei dieser Gruppe ging es nicht um Teilhabe am gesellschaftlichen Leben, um das Recht auf Arbeit oder Studium. Für sie stand eine Verbesserung der sozialen Lage auf dem Programm. Denn wer 12 – 14 Stunden in der Fabrik steht und danach noch Haushalt und Kinder zu versorgen hat, der wird nicht für sich das „Recht auf Arbeit“ ganz oben auf die Forderungsliste setzen, zumal Hausarbeit unter der Würde eines Mannes war.

In allen sozialen Schichten lebten die Frauen weniger als individuelle Personen als vielmehr in tradierten Beziehungssystemen zu Eltern, Ehemann, Familien und Kindern.

Zur Situation alleinerziehender Frauen um die Jahrhundertwende

In der bürgerlichen Gesellschaft war die lebenslange legitimierte Einheit von Vater – Mutter - Kind das Leitbild. Im abweichenden Fall sprach man von lediger Mutter, auch unehelicher Mutter. Es war eine anrühige Existenzform, irgendwo zwischen ausgenutzt und verworfen, die Schande des gefallenen Mädchens.

Je lauter die Bürgergesellschaft vor allem im 19.Jh. das hohe Lied der Mutterschaft erschallen ließ, desto erbarmungsloser erniedrigte sie die unverheiratete Mutter. Adele Schreiber, eine Frauenrechtlerin der damaligen Zeit, schreibt dazu: Am nachhaltigsten schädigten das „junge Weib, dessen ganze Schuld in seiner Mutterschaft besteht, die Härte der Eltern, die Sanktionen tugendhafter Arbeitsgeber sowie die pharisäische Mitleidlosigkeit der Gesellschaft.“ Uneheliche Kinder wurden als Bastard oder Hurenkind beschimpft und die Mütter hielt man für Flittchen oder Dummchen.

Unehelichkeit wurde um die Jahrhundertwende vornehmlich mit Armut, Kriminalität und Verwahrlosung in Verbindung gebracht. Uneheliche Kinder erschienen als eine sittliche Gefährdung der Familie, ja sogar als existentielle Bedrohung der Gesellschaft.

So hatten Justiz, Kirche und Staat aus pragmatischen Gründen Interesse an ausschließlich ehelichen Kindern, denn uneheliche könnten durch mögliche Verwahrlosung oder Aussetzung leicht eine Belastung für die Gemeinschaft werden.

Eine Kontrolle und Disziplinierung des Sexualverhaltens der Ledigen schien daher notwendig. Und gerade auf dem Dorf kontrollierten die Nachbarschaft, die Lehrerschaft und die Geistlichkeit den Umgang von jungen Mädchen und Frauen, und man war immer bestens über eventuelle Schwangerschaften informiert.

Unehelichkeit wurde in der öffentlichen Wahrnehmung im Wesentlichen als ein Problem der Frau verstanden. Frauen mit bürgerlichem Hintergrund konnten auf Grund ihres gesellschaftlichen Status und der finanziellen Besserstellung meist die ungewollte Schwangerschaft verheimlichen, während die anderen in ihrer Not mit niemandem reden konnten, weil sie sonst diskriminiert und gesellschaftlich geächtet wurden. So sagt Frau Napp-Peters, eine Familiensoziologin, dazu: „Weil das eheliche Kind als Vaterkind ehelich war, galt das uneheliche Kind als Niemandskind.“

Die Sozialversicherungen, die Bismarck Anfang 1880 eingeführt hatte, steckten noch in den Kinderschuhen und hatten keine Auswirkungen auf alleinerziehende Mütter.

Einen Anspruch auf Unterhalt hatte die schwangere Frau gegenüber dem Erzeuger ihres Kindes nicht. Der Vater musste lediglich die Kosten der Entbindung und die Kosten des Unterhalts für die ersten sechs Wochen nach der Entbindung erstatten.

Die Krankenversicherung, 1883 eingeführt, zahlte zwar Behandlungskosten von Versicherten, aber nicht von deren Angehörigen. Väterliche Alimente waren im Bürgerlichen Gesetzbuch vorgesehen, wurden aber in der Praxis meist nicht bezahlt, so dass die Mutter von Armut bedroht war. In ihrer Not griffen schwangere ledige Frauen oftmals zu Mitteln, die erniedrigend waren. So konnten solche Frauen in Unikliniken vor dem Geburtstermin Küchen- und Putzdienste übernehmen und dann kostenfrei entbinden. Oder aber sie ließen sich auf eine entwürdigende Demonstrationsgeburt ein, bei der Studenten und Ärzte zuschauen konnten. Da alleinerziehende Mütter nach der Geburt nicht arbeiten gehen konnten und ihre Kinder betreuen mussten, wurden sie oftmals mit Krankheit, Armut, Arbeitslosigkeit und Obdachlosigkeit konfrontiert.

Wie war die Lage der Frauen in Gymnich zu dieser Zeit?

Viele der vorher genannten Dinge galten sicherlich auch für Gymnich. Frauen waren im häuslichen Dienst präsent, waren „mithelfende Familienangehörige“, hatten die Doppelbelastung von Haushalt und Kindererziehung zu tragen und waren von ihren Ehemännern abhängig.

Dass die Frau in der damaligen Zeit eine fast gesichtslose Gestalt war, die meist nur auf ihre Rolle als Mutter und Ehefrau reduziert war, sollen ein paar Beispiele zeigen. So wird meine Großmutter (geboren 1884) auf dem Totenzettel von 1953 nicht namentlich mit dem Vornamen genannt, sondern als Frau Peter Josef Schorn bezeichnet.

Oder in der Festschrift der St. Sebastianus Bruderschaft von 1989 heißt es bei der Aufzählung der Könige „Frau Frings, Adam“ oder Frau Klütsch, Sebastian“. Diese Frauen waren auf dem Papier „Könige“ der Bruderschaft und nicht etwa Königinnen. Sie hatten allerdings kaum Rechte und wurden in der Öffentlichkeit von ihren Ehemännern vertreten.

In Gymnich unterrichtete über 30 Jahre eine unverheiratete, hoch angesehene Lehrerin. Sie starb mit 97 Jahren und wurde immer noch mit Fräulein Herbst angeredet.

Früher (mit Sicherheit bis in die 1950er Jahre) war es in Gymnich Brauch, dass Frauen nach der Geburt ausgesegnet wurden. Dieser Ritus war mit unterschiedlichen Deutungen belegt. So galt in Gymnich das Blut bei der Geburt als unrein und Zeugung und Geburt bedeuteten eine Befleckung. So fand gewöhnlich 40 Tage nach der Geburt die Aussegnung statt und diese ging dem ersten Kirchgang voraus. So wurde die junge Mutter wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen. War das nicht eine Diskriminierung der Frau, der Mutter? Und was war mit dem Vater? Später wurde die Aussegnung als Dank für die glückliche Geburt und als Segen für Mutter und Kind verstanden. Nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil wurde die Aussegnung als eigener Ritus gestrichen, die Segnung mit der Taufe zusammengelegt, was in früheren Jahren nicht möglich gewesen wäre, denn getauft wurde bald nach der Geburt wegen der hohen Säuglingssterblichkeit. Die Mutter war bei der Taufe vielfach nicht dabei, weil sie noch im Wochenbett lag bzw. wegen der Aussegnung ja auch nicht teilnehmen durfte.

Um die Jahrhundertwende und auch noch viel später wurde wie überall und so auch in Gymnich über den gesamten Bereich Sexualität, Zeugung und Fortpflanzung der Mantel des Schweigens gelegt. Über „so was“ redete man nicht, denn Sprechen darüber war ein Tabubruch. So erzählte mir eine Nachbarin, die 1903 geboren war: „Wir waren zu Hause vier Mädchen. Wir zogen uns nur im Dunkeln aus, denn wir schämten uns vor unserem eigenen Körper. Als ich heiratete, wusste ich nicht, dass es zweierlei Geschlechter gab und wie Kinder gezeugt wurden.“ Diese Aussage war für mich damals in den 1950er-Jahren unfassbar.

Abschließend möchte ich noch einige Gedanken aus den Erinnerungen von Dechant von der Burg wiedergeben, der ja sehr auf das Sittenleben seiner Gemeinde achtete. So wollte er die jungen Mädchen „vor dem Herumstreifen außerhalb des Dorfes auf den Wiesen und im Vogelsang, was vielfach vorkam und zum Zusammentreffen mit den Jungen und schmutzigen Reden mit denselben führte“, bewahren und in einem Mädchenverein zusammenhalten. (S. 85) Aber das funktionierte nicht, den Mädchen schmeckte nicht, was ihnen geboten wurde.

An anderer Stelle verlangte er, dass solche, die eines unchristlichen und sittenlosen Lebens sich schuldig machen, aus der Gesellschaft ausgeschlossen werden. „Es wird also nicht mehr vorkommen, daß eine gefallene Jungfrau, wie das noch Anfang meines Hierseins vorgekommen ist, mit allen ... Ehren begraben wird.“ (S.91)

Wir sehen also, Frauen und insbesondere ledige Mütter hatten in dieser Zeit hart zu kämpfen und die Lebensgeschichte Katharina Kentenichs ist in verschiedener Hinsicht exemplarisch für viele Biographien von Müttern mit unehelichen Kindern in dieser Zeit.

Katharina Kentenich, die Mutter von Pater Josef Kentenich

Mit dem heutigen Wissen über die damalige Zeit und durch meine persönlichen Erfahrungen mit Gymnich, möchte ich nun versuchen, mich in die schwierige Lage von Katharina Kentenich hineinzusetzen, natürlich gestützt auf die Quellen, die schon vorliegen.

Katharina Kentenich wurde 1863 als jüngstes von acht Kindern in Gymnich geboren. Wie das damals so üblich war, hat sie mit Sicherheit als junges Mädchen im Elternhaus mitgeholfen und dabei wertvolle Erfahrungen in Haushalt und Küche gesammelt.

Als sie mit 18 Jahren, also im Jahre 1881, auf den Heuser Hof nach Oberbolheim kam, war sie wahrscheinlich gut vorbereitet, um als Haushaltsstütze, oder sollte man besser Dienstmädchen sagen, zu arbeiten. Oberbolheim war ca. 12 km von Gymnich entfernt.

Was bedeutete das für Katharina? Sie war jung, unerfahren, unaufgeklärt – besonders in sexueller Hinsicht – herausgerissen aus ihrer eigenen Familie und den gewohnten Verhältnissen, praktisch enturzelt. Sie lebte zwar mit der Familie auf dem Heuser Hof, gehörte ihr aber in der Regel nicht an. Es war auch in späterer Zeit manchmal noch üblich, dass das „Gesinde“ keinen Hausanschluss hatte, z.B. nicht gemeinsam mit der Familie die Mahlzeiten einnehmen durfte. Auf Grund der 12 -14stündigen Arbeitszeit und auf Grund der Entfernung konnte sie auch nicht mal eben nach Hause gehen. Das wäre wahrscheinlich nur zu Fuß möglich gewesen, denn öffentliche Verkehrsmittel von Oberbolheim nach Gymnich gab es nicht und Fahrräder waren auch noch Mangelware. (Wir hatten zu Hause kurz nach dem Zweiten Weltkrieg ein Fahrrad für die ganze Familie, und das war 65 Jahre später!)

Und da war nun der Gutsverwalter, Matthias Josef Koep, der 22 Jahre älter war und ein Auge auf Katharina geworfen hatte. In ihrer Einsamkeit suchte sie vielleicht Anschluss und hatte in ihm einen Gesprächspartner gefunden, mit dem sie reden konnte. Als heranreifende Frau fühlte sie sich vielleicht auch geschmeichelt, von einem Mann „angehimmelt“ zu werden. Das sind Dinge, die einer erstbesten Verführung einen günstigen Boden bieten.

Wie auch immer, sie hatten schließlich eine Beziehung miteinander, die Folgen hatte.

Ein Kind wurde erwartet. Als Katharina merkte, dass sie schwanger war, verließ sie den Heuser Hof oder wurde auch fristlos entlassen. Damit war sie ihrem Schicksal allein überlassen. Sie war in einer sehr schwierigen Situation. Sie hatte sittlich versagt und war dem Gespött der öffentlichen Meinung ausgesetzt. Selbst zu Hause in Gymnich wurde Katharina zunächst nicht aufgenommen, weil - besonders der Vater – das Gerede der dörflichen Bevölkerung fürchtete und in seinem männlichen Stolz wahrscheinlich verletzt war. In ihrer Not zog Katharina dann zu ihrer ältesten Schwester Sibilla nach Nörvenich, die dort mit ihrem Mann die Gastwirtschaft „Zum Burghof“ unterhielt.

Kurz vor der Niederkunft holten die Eltern dann aber doch ihre 22jährige Tochter nach Gymnich ins elterliche Haus. Welch inneren Kämpfe sie erlitten haben muss, geht daraus hervor, dass sie in einer Nacht Selbstmordgedanken hegte. Vielleicht hatte sie auch zusätzlich körperliche Beschwerden, was ja in einer Schwangerschaft nicht außergewöhnlich ist. Die Einsamkeitserfahrungen, die Zurückweisung, die Häme, die Verletzungen, das eigene Versagen – sie konnte nicht mehr und wusste keinen Ausweg.

Doch dann kam die große Wende. Die Mutter Katharinas wurde in dieser Nacht von Unruhe gepackt, nahm Weihwasser und ging damit durchs ganze Haus, auch bis in die Schlafkammer ihrer Tochter und erklärte: „Hier im Haus ist etwas, was nicht vom Guten ist.“ Von diesem Vorgang innerlich berührt, nahm Katharina daraufhin ihre Lebenssituation an. Sie spürte wohl, dass dieses Kind von Gott gewollt war und eine wichtige Rolle in ihrem Leben spielen sollte. So weihte sie noch in dieser Nacht sich selbst und das ungeborene Kind Gott und der Gottesmutter, zu der sie damals schon eine enge Beziehung pflegte. Katharina sagte ein bewusstes Ja zu ihrem Kind und war bereit, ihre schwierige Lebenssituation mit Gottes Hilfe und durch die Fürsprache Marias zu meistern. Und so wurde Josef am 16. November 1885 trotz aller widrigen Umstände geboren und dieses Kind wurde der Inhalt und die Sinnerfüllung ihres ganzen Lebens.

Hier können wir die Frage stellen: Was war mit dem Vater Matthias Koep? Warum heiratete er Katharina nicht? Da gibt es verschiedene Theorien. War es der Altersunterschied, der gegen eine Ehe sprach oder waren es Hindernisse durch die jeweiligen Familien? Waren die Standesunterschiede zu groß? Wollte der eingefleischte Junggeselle sein freies Leben nicht aufgeben? Das sind Fragen, die wir nicht rückwirkend beantworten können. Tatsache ist, dass sie nie miteinander verheiratet waren, dass beide aber auch anderweitig

keine Ehe eingingen. Rein äußerlich betrachtet, hätte eine zumindest formale Trauung die Schande aus der Welt räumen können.

Die ersten Jahre nach der Geburt scheint Katharina keine feste Anstellung angenommen zu haben. Aber sie war wohl immer bemüht, den Lebensunterhalt für sich und ihr Kind selbst zu verdienen. So half sie im elterlichen Haushalt und im kleinen „Fuhrwerksunternehmen“ oder verdiente sich vielleicht ein kleines Zubrot in anderen großen Haushalten z.B. als Wäscherin, Büglerin, Stopferin, Näherin, so wie es bis in die 1950er Jahre in Gymnich noch üblich war. Der kleine Josef bestimmte nun ihren Alltag und veränderte ihr Leben. Sie schenkte ihm ihre ganze Kraft, ihre Liebe und Hingabe und er erfüllte sie mit Dank und Glück.

Wer heute vor dem Geburtshaus am Kunibertsplatz steht, wird sicher an „Enge“ denken. Aber Josef hat die Enge dieses Hauses sicher als Weite erlebt, in der er sich frei entfalten konnte. Obwohl es kein intellektuelles Elternhaus war, hat er hier durch die Mutter und Großeltern Geborgenheit, Verständnis, Liebe, Vertrauen und vor allem die Liebe zur Gottesmutter und die Verwurzelung im Glauben erfahren.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Straßburg, wo Katharina ihrem verwitweten Bruder mit drei kleinen Kindern zur Seite stand, kehrten Mutter und Kind 1892 nach Gymnich zurück. Für Katharina wurde es schwieriger, ganz für ihren Sohn da zu sein. Der Großvater war 1888 gestorben, die Großmutter war älter geworden und das finanzielle Überleben hing nun vom Verdienst der jungen Mutter ab. Zur Sicherung des Lebensunterhaltes zog Katharina 1893 wahrscheinlich nach Köln, wo sie bei der Familie Guillaume eine feste Anstellung als Köchin erhielt. Hier war sie von morgens bis abends gefordert und konnte sich nicht mehr wie gewohnt um den kleinen Josef kümmern. Wie sollte es nun weitergehen? Was wurde nun aus dem Jungen? Die Großmutter war zu alt, um verantwortlich für das Kind da zu sein. In ihrer Not wandte sich Kath. an ihren Beichtvater, Pfarrer Savels aus Köln. Dieser erklärte der Mutter, dass die Erziehung dieses Kindes nicht in die Hand der Großmutter gehöre. Er bot dem Kind einen Platz im Waisenhaus in Oberhausen an. Dieses Haus hatte er selbst gegründet und garantierte wohl eine bessere Schulausbildung als in Gymnich. Nach langem Ringen um die richtige Entscheidung brachte Katharina schließlich 1894 ihr geliebtes Kind in das Waisenhaus St. Vincenz nach Oberhausen.

Was mag da wohl in der Mutter vorgegangen sein? Das heimatliche Dorf musste gegen eine unbekannte Industriestadt eingetauscht werden, die Geborgenheit bei einer Mutter gegen fremde Erziehungseinflüsse. Der mütterliche Schmerz, die Trennung einer liebevollen Beziehung, die Ungewissheit über das weitere Schicksal müssen sie bis ins Innerste getroffen haben. Im Vertrauen auf Gott und Maria ließ sie ihr Kind schließlich gehen und übergab es in der Kapelle des Hauses der Gottesmutter. Maria sollte in Zukunft Josefs Mutter sein und für ihn sorgen. Zum sichtbaren Zeichen der Übergabe und Weihe des Kindes hing sie der Gottesmutterstatue ein kleines Kreuz an einer goldenen Kette um. Diese Weihe war für Josef ein persönliches Schlüsselerlebnis, aber auch für die Entwicklung der späteren Schönstattgeschichte. Die tiefe, religiöse Erfahrung in der Weihe an Maria konnten zwar den beiderseitigen Trennungsschmerz nicht komplett auslöschen, aber diese Weihe gab Mutter und Kind Halt, sie wurde eine Kraftquelle des Glaubens an die Vorsehung Gottes.

Am Tag der ersten heiligen Kommunion 1897 erzählte Josef der Mutter, dass er gerne Priester werden würde. Auf denkbar ungünstigem Familienhintergrund vernahm er den Ruf Gottes. Gott ruft eben nicht unbedingt die Menschen, die in den Augen der Welt qualifiziert erscheinen, sondern er qualifiziert die, die er ruft. Nach damals geltendem Kirchenrecht schloss aber eine uneheliche Geburt aus, Weltpriester zu werden. Da Katharina das beste

für ihr Kind wollte, ist nicht auszuschließen, dass sie damals Kontakt mit dem Vater Matthias Koep aufgenommen hat, denn durch eine nachträglich geschlossene Ehe hätte der Junge legitimiert werden können. Nach innerem Kampf und dem Rat ihres Beichtvaters Pfarrer Savels kam es aber nicht dazu. Dieser war der Auffassung, wenn man nur aus diesem Grunde heiratet, ist das nicht richtig. So gab es nur in einer Missionsgesellschaft für ihn den Weg zur Priesterweihe. Das war bitter für beide Seiten, denn als Missionar tätig zu sein, hätte für Mutter und Kind eine dauernde Trennung bedeutet. Trotzdem musste zur Vorbereitung auf die niederen Weihen ein pfarramtliches Zeugnis als Dispens vorgelegt werden. So schrieb dann der damals zuständige Pfarrer von Gymnich, Pastor Savelsberg „Die Familie (Kentenich) ist gut und ehrenwert! Die Mutter scheint durch Verführung in die Sünde geraten zu sein; deswegen kann die Irregularität durch Dispensierung aufgehoben werden.“ Für die höheren Weihen musste dann noch eine weitere Dispens beim Apostolischen Stuhl bzw. beim Generalat der Pallotiner in Rom eingeholt werden. 1907 erhielt Josef Kentenich dann endlich diese Dispens aus Rom und durfte zum Priester geweiht werden. Hier kamen die familiären leidvollen Umstände von Mutter und Kind wieder voll zum Tragen. Auch wenn diese schmerzliche Phase eigentlich längst vorüber war und auch mit Gottes Hilfe angenommen wurde, blieb sie doch Teil der Geschichte von Katharina und ihrem Sohn.

Im Laufe der Jahre arbeitete Frau Kentenich in Köln bei verschiedenen Dienstherrn als Köchin. Sie machte aber an jeder Arbeitsstelle zur Bedingung, dass ihr Sohn sie jederzeit besuchen und sie mit ihm die Ferien verbringen dürfe. Ab 1928 lebte sie im Altenwohnheim Allerheiligenstift in Köln. Die unmittelbare Nähe zum Bahnhof ermöglichte, dass ihr Sohn bei Durchreisen schnell einen Besuch machen konnte und Josef Kentenich machte gerne Gebrauch davon. Am 27. März 1939 starb sie im Alter von 75 Jahren. Drei Tage vor ihrem Sterben hat ihr Sohn sie noch besucht.

Für mich ist Katharina Kentenich eine große Persönlichkeit, die ihr Leben trotz aller Schicksalsschläge vorbildlich gemeistert hat. Sie sagte in jungen Jahren ein bewusstes Ja zu ihrem Kreuz, baute eine liebevolle Beziehung zu ihrem Sohn auf und übernahm erzieherische Verantwortung. Sie bot ihm trotz der ärmlichen Verhältnisse eine gute Schulbildung und sah ihren Stolz darin, für das Studium ihres Sohnes durch Arbeit alleine aufzukommen. Aber vor allem legte sie ihr Schicksal in Gottes Hand und vertraute auf seine Hilfe.

Ohne diese große Frau würden wir heute nicht hier sitzen und feiern. Das Fundament für den priesterlichen Dienst ihres Sohnes und die Hochschätzung von Frauen in Kirche und Gesellschaft seitens Pater Kentenichs hat sicher seine Mutter gelegt. Er hat am Beispiel seiner Mutter früh erkannt, dass Frauen in Gefahr sind, mit ihrer Eigenart und Rolle gesellschaftlich und kirchlich nicht akzeptiert, ja sogar benachteiligt zu werden. So hob Josef Kentenich in seinem Denken und Tun immer wieder heraus, wie sehr jede einzelne Frau in ihrem Frausein Bedeutung habe. Er sah hohe Dringlichkeit, Frauen stärker in vielen Handlungsfeldern aktiv zu beteiligen. Viele ermunterte er zur Promotion oder anderen Möglichkeiten persönlichen Weiterkommens. Er sah auch Frauen in vielfältiger Not und Orientierungslosigkeit und ermutigte sie, neue Chancen zu suchen. Welch einen Weitblick hatte Pater Kentenich schon damals!

So sollten wir alle froh und dankbar sein, solch große Menschen heute feiern zu dürfen. Mutter und Sohn gehören zur Geschichte Gymnichs.

Ich vertraue darauf, dass wir gemeinsam an der Verwirklichung der Ideen Pater Kentenichs arbeiten und seinen Geist mit der Hilfe Gottes und der Fürsprache Mariens hinaustragen in die Welt. Das wünsche ich uns allen, der Schönstattfamilie und vor allen Dingen auch meinem Heimatort Gymnich.